<36613899860010

<36613899860010

Bayer. Staatsbibliothek

Italien

wie es **mir** erschienen ist.

Von

A. G. Eberhard.

Erster Theil.

MAJORATS BIBLIOTHEK ZU PAPPENHEIM

Halle, 1839.

Verlag von Ed. Heynemann.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Ueber

Entstehung, Inhalt und Zweck

dieses Buchs.

Es ist durchaus nicht meine Absicht gewesen, zu der großen Menge von Büchern über Italien noch eins hinzuzufügen. Nur um den wiederholten Wunsch eines Freundes zu erfüllen, stahl ich mir, während meiner Reise, hier und da eine Stunde, um einige flüchtige Bemerkungen aufs Papier zu werfen. Sie sind in mehreren Blättern der Abendzeitung abgedruckt.

Hiemit sollte es sein Bewenden haben, obgleich ich in meinen Tagebüchern und in meinem

Gedächtnisse Stoff zu einer bogenreichen Reisebeschreibung gehabt hätte. Allein Herrn Gustav Nicolai's „Italien, wie es wirklich ist" gab mir — oder zwang mir vielmehr — endlich auf's Neue die Feder in die Hand.

Als ich nämlich, monatlang nach meiner Rückkehr aus Italien, Herrn Nicolai's (vorher nur sehr flüchtig gelesenes) Buch nochmals zur Hand nahm, um seine Aussagen mit meinen Erfahrungen zu vergleichen, gesellte sich zu der vielfachen Belustigung, welche das Buch mir im Ganzen gewährte, doch auch nur zu oft ein sehr ernstlicher Unwille. Anfangs behalf ich mich mit allerlei mißbilligenden Ausrufungen, die spurlos in meinem Zimmer verhallten; endlich jedoch fing' ich unwillkürlich an zu schreiben; und ohne daß ich es gewollt hatte, schrieb ich dies Buch.

Es mußte nothwendig polemisch ausfallen, denn ein Chaos von Ungereimtheiten, zu Markte gebracht mit einer Anmaßung ohne Gleichen, lag vor mir ausgebreitet, und reizte mich zur Widerlegung. Dazwischen gestattete ich dann auch meiner Feder zur Erholung mitunter eine Abschwei-

fung nach einer und der andern Seite hin. Hieraus wird man mir indessen wohl keinen Vorwurf machen, denn indem Berichte und Andeutungen von manchem Erlebten und Gesehenen zwischen dem Polemischen mit hindurchlaufen, wird dieses hoffentlich nicht ermüdend, wenn ich gleich auf manchen Nicolaismus, seiner vorzüglichen Merkwürdigkeit wegen, und damit er dem Leser nicht zu schnell wieder entfalle, mehr als einmal hinweise. — Ein so besonderes Buch erforderte auch eine besondere Behandlung.

Zwar ist Hr. Nicolai in kritischen Anzeigen bereits vielfach getadelt und bespöttelt worden; allein auf eine nähere Beleuchtung und Widerlegung seiner Berichte und Urtheilssprüche konnten sich jene Kritiker, bei dem beschränkten Raume, in welchem sie sich bewegen mußten, nicht einlassen. Andere stimmten ihm auch bei, und lobten ihn *). Noch in dem Anhange zum zweiten Theile

*) Von den Recensionen, welche Hr. Nicolai der zweiten Ausgabe seines Buchs hat anfügen lassen, habe ich nur die Friedländersche vollständig, und zwar vor meiner Reise gelesen. Die andern konnte ich damals, wegen Mangel an Zeit, nur zum Theil durchblättern. Nach meiner Reise aber, da ich mich entschlossen hat-

der zweiten Auflage seines Buches pocht er daher darauf, daß man nicht im Stande gewesen sey, die Richtigkeit der von ihm angeführten Thatsachen zu bestreiten, was gewiß geschehen seyn würde, wenn er irgend eine Blöße gegeben hätte.

Die kritischen Anzeigen haben Herrn Nicolai also noch keinesweges zur Selbsterkenntniß und zu einer angemessenen Beschämung gebracht. Seine fortgesetzte kecke Sprache kann und wird daher wohl Manchen irre leiten in der Ansicht von Italien, Manchen auf der Reise dort verschüchtern und im unbefangenen Reisegenusse stören, ja vielleicht den Einen und den Andern davon ganz zurückschrecken. — Solchen Eindrücken entgegen zu arbeiten, ist einer der Hauptzwecke bei meinem Buche gewesen, aber nicht der einzige.

Man soll Niemanden, auch den Geringsten nicht, ungerecht behandeln und verunglimpfen; aber

te, auch mein Urtheil über das Nicolaische Buch abzugeben, mochte ich absichtlich keine Urtheile Anderer über dasselbe lesen, um sie nicht auf das meinige vielleicht einwirken zu lassen, sondern mir dieses ganz frei zu erhalten.

soll ein ganzes Volk, ein ganzes Land vogelfrei, und der beschimpfenden bösen Laune des ersten besten, unberufenen Beurtheilers ungeahndet verfallen seyn?! — Die Antwort auf diese Frage kann nicht zweifelhaft seyn. Jeder, dem Recht und Gerechtigkeit nicht gleichgiltig sind, und dem die Ehre unserer Literatur ein wenig am Herzen liegt, wird also meinen Versuch, der maßlosen Verunglimpfung Italiens und der Italiener eine nähere Beleuchtung des Anklägers und seiner Anklagen entgegenzustellen, und das Werk des Herrn Nicolai als ein, in vielem Betracht der strengsten Mißbilligung verfallenes, zu bezeichnen, hoffentlich nicht für unmotivirt halten. —

Auch ich habe freilich, wie die meisten Reisenden, Italien und die Italiener nur zum kleinsten Theile kennen gelernt, indessen doch mehr, als Hr. Nicolai. Indem ich andeute, wie Italien mir erschienen ist, zeigt sich in meinen Augen wenigstens ein anderes Bild, als in Herrn Nicolai's Augen; und meine Hinweisungen auf die vielfältigen, argen Blößen, welche Hr. Nicolai als Beobachter und Berichterstatter, als Kunst- und Geschmacksrichter, und überhaupt als Reisender giebt, liefern wohl einen schlagenden Beweis,

daß er wahrlich der Mann nicht war, der Italien, wie es wirklich ist, schildern konnte. Wenn mein Buch nun auch blos andeutet, wie Italien mir erschienen ist, und nur in fragmentarischer Form zu seiner Ehrenrettung beizutragen sucht: so geschieht dies doch hoffentlich auf eine Weise, die zu einer richtigeren Würdigung des so tief herabgewürdigten Landes und seines vorlauten Anklägers führt. Ob Hr. Nicolai berechtigt war, noch in dem Anhange zu seinem Buche so keck zu sprechen, wie ich oben erwähnt habe, nnd ob seine Ansicht von Italien die richtigere sey, oder die meinige, darüber mögen verständige und parteilose Leser meines Buchs nun urtheilen. —

Man könnte vielleicht sagen, Herrn Nicolai's Buch sey im Jahre 1839 bereits als eine Leiche anzusehn, und also einer näheren Betrachtung kaum noch werth. Allein hierauf habe ich zu erwiedern, daß ein Buch, was eine zweite Auflage erlebt hat, nicht zu den Eintagsfliegen in unsrer Literatur gehört, und daß von seinen Orakelsprüchen noch Manches in vielen Köpfen spukt. Auch kann die Section eines Leichnams, in welchem sich viele und arge Abnormitäten finden, in manchem Betracht nützlich seyn; und ist der vorhandene

Krankheitsstoff von widriger Art, und droht wohl gar, Andern schädlich zu werden: so ist eine Besprengung mit Chlorwasser wohl nicht unzweckmäßig. Auch möchte es Manchem wohl zur Belustigung dienen, ein wenig mehr in's Klare darüber zu kommen, mit welch' einer Art von Geistesprodukt Hr. Nicolai die Welt beschenkt, und sich berühmt gemacht hat. So etwas wird der Lesewelt nicht alle Tage geboten! —

Daß ich Herrn Nicolai zu scharf kritisirt habe, möchte mir wohl Niemand vorwerfen, der sein Buch mit gehöriger Aufmerksamkeit gelesen hat, und eines gesunden, unpartheiischen Urtheils fähig ist. Hr. Nicolai berechtigt zu einer strengen Kritik durch eine Menge der allerverkehrtesten Ansichten und ungerechtesten Urtheile. Ja, er fodert dazu wirklich heraus, indem er, mit der lächerlichsten Anmaßung, sich den anders Urtheilenden gegenüber stellt, und nicht allein den Schriftstellern, welche Italien mit Wärme gelobt haben, sondern auch den harmlosen Reisenden, welche in Italien mit Vergnügen gereist sind, sehr arge Beleidigungen und Grobheiten an den Hals wirft!— Ich meine, ein solcher Schriftsteller verdient keine gutmüthelnde und rücksichtelnde Schonung. —

Uebrigens habe ich es mit Herrn Nicolai blos als Schriftsteller zu thun; und mit Fug und Recht kann ich daher auf Lessing's Ausspruch verweisen: „Jeder Tadel, jeder Spott, den der Kunstrichter mit dem Buche in der Hand gut machen kann, ist ihm erlaubt.“

Ich kann jedes Wort, das ich gegen Herrn Nicolai gesagt habe, durch bestimmte Aeußerungen in seinem Buche rechtfertigen; und man wird mir nicht vorwerfen können, daß ich etwas darin falsch gedeutet, verdreht, oder durch Herausreißen aus dem Zusammenhange entstellt habe. — Solcher unrechtlicher Mittel bedurfte es auch wahrlich nicht, um es als eins der lächerlichsten und verwerflichsten Erzeugnisse unberufener Buchmacherei zu bezeichnen. — Dies wird, meine ich, jedem Parteilosen einleuchtend seyn, wenn er auch Herrn Nicolai's Buch nicht gelesen, sondern es lediglich durch meine Ausstellungen kennen gelernt hat.

A. G. Eberhard.

Inhalts-Uebersicht

der ersten Abtheilung.

Entstehung, Inhalt und Zweck des Buchs. Seite III.

I. Abschnitt. Frühere, vereitelte Reisepläne — Abmahnungen durch Hinweisungen auf Herrn Nicolai's „Italien, wie es wirklich ist" S. 3—12. Erster Eindruck durch den Titel und das beigegebene Portrait. S. 12—14.

II. Vorschlag zu einer andern Beigabe. S. 15. 16. Eindruck beim ersten, flüchtigen Lesen des Buchs — Hinweisung auf einige auffallende Aeußerungen. S. 16—19. Ueber den Vorwurf der Lüge, den Hr. Nicolai den Künstlern macht. S. 19—22.

III. Rüge ungerechter Urtheile über Italien, und was in gleicher Weise ein Italiener über Deutschland sagen könnte. S. 23—25. Beleuchtung einer Tirade an die mütterliche Frau, Germania. S. 25—28. Ueber den Vorwurf gegen Italien, daß man es nicht im Sommer bereisen dürfe. S. 28—30.

IV. Beharren des Verfassers bei dem Vorsatz, nach Italien zu reisen. S. 30—32. Antritt der Reise — Nachtquartier in Münchberg S. 32—34. Neues in München S. 34—38. Aufenthalt am Thore bei der Abreise. S. 38—40. Fahrlässigkeit des Paßofficianten an der Scharnitz. S. 41—43.

V. Ueber die Belästigung der Reisenden durch die Paßvorschriften. S. 44—48. Ueber die Zollbeamten. S. 48. 49. Ueber meine Erfahrungen beim Paßwesen inner- und außerhalb Italien. S. 49—55.

VI. Noch ein Rückblick auf die Reise in Deutschland bis zum Innthale. S. 55—57. Menschen und Esel vor einen Wagen gespannt. S. 57. 58. Anblick beschneiter Berge bis zum Brenner hinauf. S. 59. 60.

VII. Postmeisterinnen-Industrie. S. 61—63. Frühlingsgrün auf der Südseite der Alpen. S. 63. 64.

VIII. Ein Mönch als Bettwärmer. S. 65—67. Eilfahrt nach Venedig — Ankunft im Hôtel de l'Europe — Kanalfahrt — Besuch mehrerer Kirchen, der Malerakademie, des Marcusplatzes, des Dogenpalastes und der Marcuskirche. S. 68—72. Mißbilligung Nicolai'scher Aeußerungen über Venedig — Gemüse- und Blumenmarkt — der Cicerone Staberl. S. 73—75.

IX. Verkehr im Laden eines Federviehhändlers — Besuch des Marcusplatzes im Mondenschein und am folgenden Vormittage. S. 76—78. Ein öffentlicher Schreiber und zwei Frauen, die ihn instruiren. S. 78—80. Nochmaliger Besuch der Marcuskirche und Orgelspiel. S. 81. 82.

X. Gaffende Müßiggänger auf den Straßen. S. 83—86. Bettler — Lumpen der Italiener. S. 86—88. Sprin-

gende Knaben in Neapel. S. 89. 90. Hungrige Bettler in Pästum. S. 90—92. Eine kleine, hartnäckige Bettlerin. S. 93. 94. Hrn. Nicolai's übertriebene Klagen über die Bettelei — mein Verhalten gegen die Bettler. S. 94—96. Die unbedachtsamen Geber verschulden das Betteln — auch Hr. Nicolai. S. 97—99.

XI. Vertheidigung der Italiener gegen den Vorwurf der Faulheit — Industrie am Frohleichnamsfeste — Fleiß der Handwerker — der Strohflechterinnen am Arno — Stickerinnen und Spitzenmacherinnen. S. 100—104. Fleiß beim Land- und Gartenbau. S. 105. 106. Mühevoller Weinbau. S. 107. 108.

XII. Ueber Hrn. Nicolai's Ausspruch, daß in den wissenschaftlichen Werken der Italiener jetzt statt Gründlichkeit, Charlatanerie herrsche. S. 109—112. Hrn. Nicolai's Verurtheilung der Pompejaner. S. 112—115.

XIII. Hrn. Nicolai's Buch als Popanz gebraucht. S. 115—117. Vermeintliche gute Wirkung hievon in Verona. S. 117. 118. Hrn. Nicolai's Klagen über Zudringlichkeiten in Mestre, und dagegen meine Erfahrungen. S. 119—121.

XIV. Mein Verfahren in Venedig zur Abwehrung von Prellerei und Trinkgeldbettelei. S. 122—125. Aehnliches Verfahren in Neapel. S. 125—129. Sicherung dagegen bei der Ankunft in Genua. S. 130.

XV. Hrn. Nicolai's übertriebene Trinkgeldzahlungen in Florenz. S. 131. Sein Versuch, es in Aquapendente zu zu sparen, und daraus entstandener Straßenscandal. S. 132. Seine übertriebenen Zahlungen in Rom. S. 133.

Er läßt sich ohne Noth wiederholt von seinem Cicerone prellen und beschwert sich hinterher darüber. S. 134. 135.

XVI. Hrn. Nicolai's Beschwerden über Postmeister und Postillone. S. 136 — 138. Unglückliche Appellation an den Janhagel in Pianoro. S. 139. 140. Meine Erfahrungen über das Benehmen der Postmeister und Postillone. S. 141 – 144.

XVII. Betteleien und wildes Fahren der Postillone. S. 145 — 149. Vetturino-Pferde bis Rom. S. 149 — 152.

XVIII. Ankunft in Rom — ein Vetturino, der erst sehr unverschämt war, und dann sehr höflich und billig wurde. S. 153 — 158.

XIX. Reise mit Angrisani's Wagen nach Neapel. S. 158. 159. Nachtquartier in Terracina. S. 160 — 163. Schlechtheit des Wagens, der Pferde, des Geschirrs und der Bekleidung der Postillone. S. 163 — 166. Dagegen das Militair in Neapel sehr geputzt. S. 166. 167. Quälerei der elenden Pferde. S. 168 — 170.

XX. Reise mit Vetturino-Pferden von Rom nach Florenz, Genua, Nizza, Marseille, bis Valence. S. 171 — 173. Französisches Postwesen. S. 173. 174. Das Ergebniß meiner Erfahrungen mit Postillonen, im Gegensatz zu Hrn. Nicolai's Aussprüchen. S. 174 — 177.

XXI. Daß die Gastwirthe mit Fug und Recht die Geldbeutel der Reisenden in Anspruch nehmen. S. 177 — 179. Herrn Nicolai's unglückliche Versuche zu ökonomisiren. S. 179 — 181. Unordnung und Unsauberkeit in Gasthöfen. S. 182. Lächerlichkeit des Lamentirens über den Mangel an Kopfkissen. S. 183 — 185. Klagen über schlechtes Brodt und ekelhafte Speisen. S. 185 — 189.

Hrn. Nicolai's Mißgeschick und mein besseres Geschick. S. 190. 191.

XXII. Zurückweisung der Nicolai'schen Klagen über die italienische Bewirthung — Berufung auf Herrn v. Rumohr. S. 191—197. Daß ich über die Preise der Gastwirthe nicht klagen kann, wie Hr. Nicolai. S. 197—200.

XXIII. Hrn. Nicolai's Flohnoth — Ungewißheit über sein Kriminalsystem — Verschlechterung der Raçe. S. 201—205. Wo es gar kein, und wo es noch weit mehr Ungeziefer giebt. S. 206. 207. Des Satans Triumph. S. 208—211.

XXIV. Hrn. Nicolai's Urtheilssprüche über Die, denen es in Italien gefallen hat. S. 212—216.

XXV. Warum das Miserere von Allegri mir weniger gefallen hat, als ich hoffte. S. 217—220. Messe in der Sixtinischen Kapelle — Fußwaschen in der Peterskirche. S. 220—222. Feyer des Johannistages in der Kirche S. G. in Laterano. S. 223—225. Bekenntnisse eines tüchtigen katholischen Essers. S. 225—227.

XXVI. Katholiken von Kind auf, und protestantisch gewesene Ueberläufer zum Katholicismus, und Herrn Nicolai's Aeußerung über solche. S. 227—229. Schaugepräng beim katholischen Gottesdienst, im Gegensatz der Einfachheit des protestantischen. S. 230—233.

XXVII. Erbauliche Disputation zweier Jesuiten in der Kirche S. Maria Clemente. S. 233—237.

Hrn. Nicolai's Mißgeschick und mein besseres Geschick. S. 190. 191.

XXII. Zurückweisung der Nicolai'schen Klagen über die italienische Bewirthung — Berufung auf Herrn v. Rumohr. S. 191—197. Daß ich über die Preise der Gastwirthe nicht klagen kann, wie Hr. Nicolai. S. 197—200.

XXIII. Hrn. Nicolai's Flohnoth — Ungewißheit über sein Kriminalsystem — Verschlechterung der Nase. S. 201—205. Wo es gar kein, und wo es noch weit mehr Ungeziefer giebt. S. 206. 207. Des Satans Triumph. S. 208—211.

XXIV. Hrn. Nicolai's Urtheilssprüche über Die, denen es in Italien gefallen hat. S. 212—216.

XXV. Warum das Miserere von Allegri mir weniger gefallen hat, als ich hoffte. S. 217—220. Messe in der Sixtinischen Kapelle — Fußwaschen in der Peterskirche. S. 220—222. Feyer des Johannistages in der Kirche S. G. in Laterano. S. 223—225. Bekenntnisse eines tüchtigen katholischen Eiferers. S. 225—227.

XXVI. Katholiken von Kind auf, und protestantisch gewesene Ueberläufer zum Katholicismus, und Herrn Nicolai's Aeußerung über solche. S. 227—229. Schaugepränge beim katholischen Gottesdienst, im Gegensatz der Einfachheit des protestantischen. S. 230—233.

XXVII. Ordentliche Disputation zweier Jesuiten in der Kirche S. Maria Clemente. S. 233—237.

Italien

wie es **mir** erschienen ist.

Erste Abtheilung.

I.

Italien war schon seit meiner Jugendzeit das Hauptziel meiner Reisewünsche gewesen. Ehe ich aber das Schöne und Interessante jenseit der Alpen aufsuchte, wollte ich erst diesseit derselben so viel als möglich kennen lernen. Ich machte viele Ausflüge in Deutschland nach den verschiedensten Richtungen, und sah das Schönste und Erhabenste, was unsre vaterländischen Gebirge, Thäler und Flüsse aufzuweisen haben. Ehe ich das adriatische und das mittelländische Meer befuhre, machte ich erst Probefahrten auf der Ostsee bei Rügen und Kopenhagen, und auf der Nordsee bei Helgoland und Amsterdam. Auf das Anschaun der Kunstschätze Italiens suchte ich mich erst in den Kunstsälen von Dresden, Berlin, Wien, München, Düsseldorf und Amsterdam vorzubereiten.

Im Jahre 1829, als ich von Insprruck aus den Wasserfall des Stuweythales besuchte, mußte

ich bis zur vorletzten Station der Brennerhöhe hinauf. Es kostete mich einen Kampf, nicht vollends darüber hinaus zu fahren, und wenigstens durchs Schlüsselloch nach Italien hinein zu schauen. Allein es war schon der fünfte September, und ich wollte noch vor Ablauf des Monats den Rheinfall bei Schaffhausen, und den Dom von Köln, und den heimischen Heerd wieder sehen.

Im Jahre 1830 sollte es endlich Ernst werden. Im Verein mit einem Freunde und mit der Schwester desselben, sah ich Köln abermals, sah ich den Münster von Strasburg, den Dom von Freyburg, und die schönsten Berge und Thäler der Schweiz. Im Herbst wollten wir Ober- und Mittel-Italien durchziehen, den Winter in Rom und Neapel zubringen, und zum Osterfeste wieder in Rom seyn. Aber der Plan zu dieser Reise war zu rasch gemacht. Es fehlte mir an Zeit zu einer gehörigen Vorbereitung; auch stellte es sich schon in der Schweiz heraus, daß eine so weite und lange Entfernung sich nicht mit unsern damaligen heimathlichen Verhältnissen vertrug. Wir gewannen also den schweren Sieg über uns, nur über den Simplon und den Lago maggiore bis Mailand zu gehn, und, nachdem wir den herrlichen weißen Marmordom, und Leonardo da Vinci's berühmtes

Gemälde, und den Marmor-Triumphbogen Napoleons gesehn hatten, über den See von Como und den Splügen nach der Schweiz zurück zu kehren. — Die Ausbeute dieser Reise war groß und schön; allein auf noch Größeres und Schöneres hatten wir Verzicht gethan! Das war nicht leicht zu verschmerzen.

Das Jahr 1837 sollte Alles vergüten. Mit F. von R*, der Reisegefährtin von 1830, sollte der Reiseplan jenes Jahres, der Hauptsache nach, ausgeführt werden. Nur wollten wir, nachdem wir erst noch das schöne östreichsche Salzkammergut und das herrliche Tirol gehörig durchstreift hätten, über den höchsten der Alpenpässe, das Wormser Joch, (den monte stelvio) unsern Weg nach Italien nehmen.

Am achten Julius 1837, Abends gegen acht Uhr, stieg ich im Hofe des preußischen Posthauses zu Hamburg in den großen, bequemen Wagen der Eilpost. Ich hatte einen erwünschten Eckplatz; und indem ich mich darauf zurecht setzte, hätte ich laut aufjauchzen mögen: „Glück auf! Nun geht es nach Italien!"

Ehe wir aber noch auf die Straße gelangt waren, fuhr der besoffne, deutsch-dänische Postil-

lon so ungeschickt in der Durchfahrt des Hauses, daß er mit der Vorderachse hängen blieb. Mit unverständigem Peitschen und Antreiben der Pferde wollte er den Fehler gut machen. Er bewirkte dadurch aber nur, daß, im übermäßigen Ziehen der Pferde, die Zugstränge zerrissen, ohne daß der Wagen von der Stelle kam. — So war meine Reise nach Italien gleich in der ersten Minute nach der Abfahrt gestört! Unwillkürlich sagte ich zu mir selbst: „Das ist ein böses Omen!"

Und das war es wirklich! Meine böse Ahnung ging nur zu sehr in Erfüllung! Und damit ich sie nicht zu schnell vergäße, gab es erst viel Zank und Spektakel, ehe der besoffne Postillon sich entthronen, und einen nüchternen Stellvertreter seinen Sattel einnehmen ließ. — Der Wagen fuhr endlich in raschem Trabe davon, doch auf der Hälfte der Station, als ein wenig angehalten wurde, um die Pferde zu tränken, war der besoffne Postillon wieder da, wie aus den Wolken gefallen, und reclamirte, gleich dem entwischten Ex-Kaiser von Elba, seinen verlornen Sattelthron. Es war ihm eingefallen, uns in einer hamburgischen Droschke nachzujagen; und das war mit so toller Eile geschehen, daß das arme Droschkenpferd mit Schweiß bedeckt war, wie ich noch nie eins gesehn.

Ein neuer Kampf begann. Doch die Coalition der sämmtlichen Passagiere, mit dem Conducteur an der Spitze, gewann einen neuen, entscheidenden Waterloo-Sieg über den Friedenstörer; und es ward ihm nichts vergönnt, als daß er hinten auf einem Beiwagen in schlimmer Degradation, wie ein blinder Passagier, der Schlummerstätte seiner Heimath entgegenfuhr, wobei er auf seinem harten und einsamen St. Helena sich Langeweile und Grillen durch die allerabscheulichste Trauermusik auf seinem Posthorne vertrieb. — So pfuschte er sich mir unvergeßlich in die Geschichte meiner italienischen Reise hinein. —

Nach einigen, vergnügt in Magdeburg verlebten Tagen, als ich eben im Begriff war, nach Sachsen abzureisen, um meine Reisegefährtin abzuholen, wurde ich plötzlich durch die Nachricht, daß sie ernstlich erkrankt sey, unangenehm überrascht, und an die Stelle, auf welcher ich mich eben befand, fest gebannt. — Ich dachte an das böse Omen bei der Abfahrt aus dem Posthause von Hamburg!

Darüber gingen zwar mehrere Wochen verloren; allein wenn hiedurch auch die projectirte Reise diesseit der Alpen sehr gestört war: so hätte doch die Hauptreise — die jenseit der Alpen —

noch vollständig ausgeführt werden können, wenn ihr nicht einer der bösesten Dämonen entgegen getreten wäre! — Und das war die Cholera!

Als blos von ihrem Auftreten in Neapel die Rede war, nahm ich die Ansicht (die sich späterhin auch als richtig bestätigte), daß sie gegen die Zeit, wo wir, unserm Reiseplane gemäß, uns nach Neapel begeben wollten, dort ausgetobt haben würde. Sollte sie uns näher entgegen treten: so könnten wir, meinte ich, uns Genua und dem südlichen Frankreich nähern, oder ihren italienischen Promenaden in Sicilien aus dem Wege gehen. — Allein während ich mir diese Zufluchtsörter ausdachte, war mir die tückische Cholera schon dorthin vorausgeeilt! Sie wüthete in Sicilien, und schritt immer weiter gegen Ober-Italien herauf! Und wenn ich für meine Person sie selbst auch nicht fürchtete: so waren doch, in Folge ihres Weiterschreitens, und des vor ihr hergehenden Schreckens, die unseligsten Reise-Störungen durch Absperrungen und Quarantaine-Gefangenschaften zu fürchten! — Und wenn späterhin das Alles auch beseitigt gewesen wäre: so erlaubte doch mein Gesundheitszustand mir nicht, in rauher Herbstzeit noch die weite Reise von der Elbe bis über die Alpen zu machen. — So war also der ganze Reiseplan

zerstört; und ich mußte wieder an das Unglückszeichen bei der Abfahrt aus Hamburg denken!

Nun fehlte es nicht an guten Seelen, denen das eben recht war, da sie zu meinem ganzen Reiseprojecte den Kopf geschüttelt hatten. Die Meisten hielten mich für zu alt und kränklich, um noch eine solche Reise unternehmen zu können! Manche zaghafte Seele sah in Italien nur Straßenräuber, Banditen, Erdbeben und feuerspeiende Berge. Eine meinte sogar, wer könne wissen, wozu es gut sey, daß die Cholera gekommen wäre, und mir die gefährliche Reise zu Wasser gemacht hätte!! Fürwahr, ein schöner, ein großer Gedanke! —

Da hätte ich freilich in mich gehen, und das ganze Reiseproject aufgeben sollen; allein statt dessen richtete ich meine hoffenden Blicke nach dem Frühling von 1838, und wünschte nichts sehnlicher, als daß nur erst der nahende Winter vorüber wäre! Die Karte von Ober- und Unter-Italien, nebst italienischer Grammatik und italienischem Lexikon und anderen Uebungsbüchern lagen fortwährend vor mir auf meinem Schreibtische.

Als das einmal ein Freund bemerkte, der mich besuchte, und ich dies und das, was ich über Italien gelesen, mit ihm besprach, unterbrach er mich plötzlich mit der Frage, ob ich auch wohl

Gustav Nicolai's Buch: „Italien, wie es wirklich ist", gelesen habe? Sein bedenkliches Gesicht wurde bei meiner Verneinung noch bedenklicher. Und da ich wieder von anderen Werken über Italien zu sprechen anfing, erwiederte er nichts, als: „Sie sollten doch auch Nicolai's Buch lesen! Audiatur et altera pars!"

Ehe ich noch dazu kam, seinen wohlgemeinten Rath zu befolgen, erhielt ich von einem alten Freunde einen Brief, in welchem er mir schrieb: „Daß aus Ihrer Reise nach Italien nichts geworden ist, lassen Sie sich lieb seyn! Lebendig wären Sie schwerlich wieder herausgekommen. Wären Sie dort nicht in Koth erstickt, oder bei lebendigem Leibe von Flöhen und Wanzen aufgefressen worden: so hätten Sie sich über die ewigen Prellereien und Hudeleien aller Art todt ärgern müssen! Mein Motto ist von jeher gewesen: Bleibe im Lande, und nähre dich redlich! Man erkauft sich in der Regel auf Reisen für schweres Geld nur Unbequemlichkeit, Verdruß und schlechte Kost! Und nun vollends in einem Lande, wie Italien! In dem Lande der Hechelkrämer, der fanatischen Pfaffen, der Lazzaroni's, der Straßenräuber! Die excentrischen Maler, die von jeher größtentheils einen Sparren zuviel gehabt haben, mögen mit ihren mittelalter-

lichen Bärten und Kragen dorthin pilgern! Vernünftige Leute lassen sich von bombastischem Mode-Enthusiasmus nicht fortreißen, und geben das heimathliche, comfortable Leben nicht hin, um sich in dem gepriesenen, hesperischen Garten hundertfältigen, unerträglichen Plagen zu unterziehn. Ein gewisser Nicolai hat das sehr gründlich auseinandergesetzt, und sich dadurch kein kleines Verdienst erworben, daß er mit rühmlicher, deutscher Vaterlandsliebe und Freimüthigkeit der Welt geschildert hat, wie Italien wirklich ist. — Lassen Sie es sich also recht lieb seyn, alter Freund, daß die Cholera Ihnen einen Queerstrich in Ihre Reise gemacht hat, und gehen Sie im nächsten Sommer lieber nach einem hübschen Badeorte, wo Sie, bei zeitiger Vorausbestimmung, ein gutes Unterkommen, und jedenfalls gute Kost und allerlei Unterhaltung finden."

Als wenn es eine Verschwörung gegen meine Reise wäre, mit dem einmüthigen Feldgeschrei: „Nicolai!", schrieb mir auch noch aus H** eine Freundin: „Soll ich offenherzig seyn: so sage ich Ihnen, daß ich nicht glauben kann, Sie hätten sich durch die Cholera abhalten lassen, nach Italien abzureisen. Ich weiß ja, daß Sie ohne Furcht Cholera-Kranke besuchten und Cholera-Todte

besahen. In's Ohr flüstre ich Ihnen daher: Sie haben sich gewiß Nicolai's Warnungen hinter's Ohr geschrieben, und wollen sich die schmerzlichen Enttäuschungen sparen, die Ihrer in jenem, bisher so thöricht gepriesenen, höchst unsaubern Paradiese gewartet hätten. Ich verdenke Ihnen eine solche Aenderung Ihres Entschlusses nicht. So sehr auch Manche über Nicolai's Buch spotten: so soll er doch nur zu sehr Recht haben. Es hätte mir leid thun sollen, wenn auch Sie so schlimme Erfahrungen hätten machen müssen. Besser, durch andrer Leute Schaden klug werden, als erst durch eignen!"

Ich erwiederte den Freunden und der Freundin, daß ich seit langer Zeit wisse, was ich in Italien Schönes und Schlechtes zu erwarten habe, und daß ich mich durch Herrn Nicolai nicht werde irre machen lassen. — Aber kennen lernen mußte ich nun doch sein vielbesprochenes Buch. —

Ich erhielt es aus einer Leihbibliothek; und ich war nicht wenig überrascht, als mir der Titel des zweiten Theils, den ich zufällig zuerst ergriff, eine zweite, vermehrte und verbesserte Auflage ankündigte. Wie die Sachen jetzt im deutschen Bücherverkehr stehen, gehört schon ein besonderes Interesse dazu, wenn ein Buch eine zweite Auflage erleben

soll. Und dieses, das eine Reise von 1833 beschreibt, also 1834 zuerst erschienen ist, hat schon im Jahre 1835 ein so seltenes Glück erlebt! Das deutet auf etwas Ungewöhnliches hin. Dann ist dieser zweiten Auflage ein Anhang beigefügt, welcher „sämmtliche, in öffentlichen Blättern erschienene Beurtheilungen des Werks mit Anmerkungen vom Verfasser" enthält! Das zeigt von großem Selbstvertrauen, und spannte meine Aufmerksamkeit in nicht geringem Grade! — Und als ich vollends den ersten Band zur Hand nahm, und neben dem Titelblatte ein lithographirtes Bildniß eines jungen Mannes mit einem Stutzbärtchen erblickte, fühlte ich mich zu einer ganz extraordinairen Verwunderung, wo nicht gar Verehrung, wenn auch nicht hingerissen, doch wenigstens herausgefordert. Das Bildniß ist zwar ohne Namensunterschrift in die Welt geschickt; allein trotz dieser Bescheidenheit, verräth es sich, diesem Titelblatte gegenüber gestellt, doch sogleich als das Bildniß des Herrn Gustav Nicolai. Ob es getroffen oder nicht getroffen ist, weiß ich bis zu dem Augenblick, da ich dies schreibe, noch keinesweges. Dagegen mußte es mir auf den ersten Blick einleuchten, daß Herr Nicolai sich für eine der ersten schriftstellerischen Notabilitäten und überhaupt seine Persönlichkeit für besonders

merkwürdig hält; denn nur ein solches Selbstgefühl pflegt, um den enthusiastischen Wünschen eines großen Publikums, oder der schmeichelhaften Speculation eines Kunsthändlers oder Verlegers zu genügen, eine derartige Schaustellung zu gestatten. Sie sagt, auch ohne weitere Namens- und Lobpreisungs-Unterschrift, laut und vernehmlich: „Aufgeschaut, werthes Publikum! So sieht der Mann aus, für den sich Tausende so lebhaft interessiren, weil er ein so ausgezeichnetes Buch schrieb!" — Haben nun zahllose Leser der ersten Ausgabe dieses Buchs vor Verlangen gebrannt, des Verfassers Bildniß zu sehn: so brauchen sie sich nur die zweite Ausgabe anzuschaffen. Und Italien weiß nun, wie sein neuer Attila aussieht, der es mit seiner Schriftstellerfeder so unbarmherzig geißelt, wie es weiland sein kriegerischer Vorgänger mit dem Schwerdte that.

II.

Je mehr ich hierauf von Herrn Nicolai's Buche las, desto mehr sah ich ein, daß es ein merkwürdiges Buch, und daß der Verfasser ein sehr merkwürdiger Schriftsteller sey, mithin ganz Recht daran gethan habe, die Welt mit seinem Bildniß zu beschenken. Da eine der Haupt-Merkwürdigkeiten des Buches aber darin besteht, daß es vorzüglich von den Flöhen Ober-, Mittel- und Unter-Italiens handelt, von denen er versichert, daß sie von der Größe der Wanzen seyen: so ist es sehr zu bedauern, daß er seinem Werke nicht auch die Abbildungen von einigen dieser Ungezieferꞏ-Notabilitäten zur Zierde und zur Belehrung beigegeben hat. Eine gut geordnete Gruppe von diesen blutgierigen Bestien, sauber in Stahl gestochen, oder, noch lieber, mit lebhaften Farben ausgemalt, würde eine höchst würdige Beigabe zu diesem gründlichen Werke über ihre Zudringlichkeiten und Malicen in Italien gewesen seyn. Sie hätte (wenigstens gewiß in den Augen der Naturforscher) einen reell wissenschaftlichen, und also ungleich höheren Werth gehabt, als das Bildniß des Verfassers. Die Entomologen hätten diese neuentdeckte Spielart von Flöhen wahrscheinlich dankbar in ihr System einge-

schachtelt, unter dem Titel des gigantischen, Nicolaischen Flohs; und so wäre dem Herrn Entdecker eine noch weiter verbreitete Unsterblichkeit gesichert gewesen, als die, welche er sich durch sein Buch und durch sein lithographirtes Schnurrbärtchen errungen hat. — Ich hoffe, Hr. Nicolai holt, bei einer dritten Auflage seines Werks, das Versäumte nach. Wo er aber, bei dem, schon so sehr überfüllten Titelblatte in der Nähe desselben einen Platz dazu zu wählen hätte, darüber will ich mir nicht anmaßen, ihm unaufgefodert Rath zu ertheilen. —

Ich las — wenn auch sehr flüchtig — das ganze Buch. Erst nach Beendigung meiner Reise studirte ich es, um es mit meinen gemachten Erfahrungen zu vergleichen. Doch gleich beim ersten, flüchtigen Durchblättern des Werks mußte ich Herrn Nicolai die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er mit einer gewandten Feder schreibt, und daß er namentlich oft mit wenigen treffenden Worten angenehm und deutlich zu beschreiben und zu schildern versteht. Jemehr sich mir aber hieraus ergab, daß er ein recht lobenswerthes Buch hätte schreiben können, desto auffallender war es mir, daß das vor mir liegende in so hohem Grade halb widrig durch ewige Wiederholung ekelhafter Schilderungen, und

halb lächerlich durch die albernsten Urtheile und Bekenntnisse thörichten Verfahrens, ausgefallen ist.

Ich konnte nicht begreifen, wie Herr Nicolai dazu gekommen sey, ein solches Buch zu schreiben. — Doch nicht etwa, um sich bemerkt zu machen unter dem zahllosen Heere von Reisebeschreibern? Aber wer wird aus schriftstellerischer Eitelkeit seine schriftstellerische Ehre in die Schanze schlagen wollen! — Um es zu mehreren Auflagen, und durch diese zu doppeltem und dreifachem Honorare zu bringen? Aber Herr Nicolai hat ganz gewiß nicht nöthig, so desperate Finanzoperationen zu machen, denn sonst würde er nicht mit Extrapost nach Italien gereist seyn!

Da sagte man mir in's Ohr, er habe der überhand nehmenden Lust, nach Italien zu reisen, entgegen arbeiten wollen. Allein hieran kann ich fast am wenigsten glauben. Hätte er einen solchen Zweck ernstlich vor Augen gehabt: so würde er sich wohl geschickter benommen, und den alten Erfahrungssatz berücksichtigt haben, daß man, wenn man zuviel beweist, nichts beweist. Wer Italien „ein erbärmliches Land" — „ein trübseliges, ein jämmerliches, ein klägliches Land" — „die Schmutzhöhle einer Buhlerin" schilt — wer den Markusplatz zu Venedig mit einem „alten

räuchrigen großen Schloßhofe" vergleicht, der prostituirt nicht Italien, sondern nur seine Schriftstellerfeder, und wirft dadurch das lächerlichste Licht auf seine eiteln und ruhmredigen Versicherungen, daß er das Ideal des Schönen in seiner Brust bewahre, daß er mit der nöthigen wissenschaftlichen Vorbereitung nach Italien gekommen sey, und „wie ein gebildeter Mann" beobachtet habe!!

Dieser Mann mit dem Ideal des Schönen in der Brust sehnt sich überall nach rothen Ziegeldächern auf den Häusern, und die bunt angestrichenen kleinen Eisbuden auf den Straßen von Neapel gehören für ihn zu den erfreulichsten Erscheinungen! Dieser Mann mit der nöthigen wissenschaftlichen Vorbereitung hat sich zu Neapel eine Menge goldstrahlender Kuppeln gedacht, und fühlt sich schmerzlich enttäuscht, daß er hier an Ort und Stelle die schönen theatralischen Anzüge und die idealen Gesänge aus der Stummen von Portici nicht zu sehen und zu hören bekommt!

Er, der in tausend Büchern über Italien gelesen haben will, daß es das schönste Land Europas sey — er hat nicht einmal gewußt, daß Genua zu den schönsten Punkten Italiens gehört, und es daher gar nicht mit in seinen Reiseplan aufge-

nommen. Als er es aber, nolens volens, in Folge eines ganz unausführbaren Reiseplans, doch besuchen muß, geräth er in eine so übertriebene Extase, wie irgend einer der Enthusiasten, auf die er so vielfach schilt. Er verirrt sich sogar zu der thörichten Erklärung, daß Genua schöner sey, als es die Phantasie zu ersinnen vermag! Ich kenne keine exaltirtere Aeußerung eines deutschen Reisebeschreibers, der von Italien spricht, als diese.

Sie ist aus Herrn Nicolai's Feder doppelt unpassend, da er die früheren enthusiastischen Lobredner Italiens freche Lügner schimpft. Er scheint gar nicht zu wissen, was er zusammenfaselt. —

Wenn ein entzückter Lobredner sich auch zu Uebertreibungen verleiten läßt: so ist er deswegen noch kein Lügner. Nur Der lügt, der wissentlich und absichtlich von der Wahrheit abweicht, was man in entgegengesetzter Art, weit eher Hrn. Nicolai vorwerfen könnte, der sich geflissentlich die ärgsten Uebertreibungen zu Schulden kommen läßt, wie ich weiterhin näher nachweisen werde. Seine Uebertreibungen sind noch dazu oft höchst widerlich und Ekel erregend! Und doch soll man ihn für einen gebildeten Mann halten! Er will ein Herold

der Wahrheit seyn! Er will die Welt endlich belehren, wie Italien wirklich ist.

Auch den Malern wirft er vor, daß sie sich täuschender Lügen schuldig machen, wenn sie die italienischen Landschaften mit einem höheren, schöneren Farbenglanz und mit Figuren in einem Costüme, wie Herr Nicolai es nicht gesehen hat, ausstatten. Hiedurch bestätigt er aber nur, daß er sehr oberflächlich und ohne allen inneren Beruf zur Kunstkritik, urtheilt! Hat er hiebei blos leichtes Mittelgut unfähiger, oder doch noch unreifer Künstler, oder gar schlechte, fabrikmäßig auf den Kauf gemachte Pinselei im Sinne: so ist es thöricht, dieser in solcher Beziehung zu erwähnen. Hat er dabei aber an wahre Kunstwerke gedacht: so verräth er durch seine Beschuldigung nur seinen Mangel an Einsicht und Urtheilsfähigkeit. Wie sollte auch ein Mann, der in den italienischen Landschaften mit fortwährender Unzufriedenheit rothe Ziegeldächer vermißt, ein angemessenes Urtheil über ein landschaftliches Kunstwerk abgeben können! Bei einem Landschaftbilde, das nicht zu einer ethnographischen Erläuterung bestimmt ist, braucht der Künstler sich überhaupt nicht an sclavische Portraitirung zu binden. Will er ein freies Kunstwerk bilden: so greift er nach malerischeren, ideali-

schen Formen und Farben. Er lauscht der Natur die Momente ab, wo Jahres- und Tageszeit, Licht und Luft einen besondern herrlichen Farbenton hervorbringen, und er kleidet seine Figuren in Trachten, die man vielleicht nur noch selten zu sehen bekommt, die aber doch nicht erdichtet sind, und die nicht nur durch eine malerische Form, sondern auch durch Hinweisung auf frühere vorherrschende Eigenthümlichkeit ein besonderes Interesse bieten. Die nationellen Trachten verschwinden freilich, wie in vielen Ländern, so auch in Italien, immer mehr. Aber entfernter von den großen Heerstraßen, besonders in Calabrien, wohin freilich die wenigsten Reisenden, wohl aber manche eifrige Künstler kommen, soll es noch viel Eigenthümliches geben. Was Hr. Nicolai auf seiner kaum achtwöchentlichen Galoppreise in Italien nicht sah, hat doch mancher Andere sehen können. Und daß die Natur mitunter ganz besondere Farbenspiele bereitet, das hat Hr. Nicolai selbst einmal, während eines Sturmes bei Livorno, am Spiele der aufgeregten Wellen bemerkt, wo das anfängliche Hellblau bald darauf in kurzen Zwischenräumen in Hellgrün, Gelb, Orange und Roth überging, und endlich in allen Farben des Regenbogens zitterte. Dies ist Herrn Nicolai's eigene Schilderung. — Und so giebt es überall in

der Natur von Zeit zu Zeit glückliche Minuten, wo Meer und Erde und Himmel in überraschender Verschönerung erscheinen, die sich, zu dem gewöhnlichen Anblick, wie Poesie zu Prosa, wie Ideal zu gewöhnlicher Wirklichkeit verhalten. — Das hätte Hr. Nicolai wissen und bedenken müssen, statt von gemalten Lügen der Künstler zu sprechen. Und da er überhaupt auf seiner Reise so wenig, und Alles nur so flüchtig sah, so hätte er — wenn er dennoch ein Buch über Italien schreiben wollte — sich wenigstens nicht anmaßen sollen, sein Opus „Italien, wie es wirklich ist," zu tituliren. Denn um Italien, wahr und genügend, so zu schildern, wie es wirklich ist, hat er doch zu wenig davon gesehen, und fehlt es ihm doch viel zu sehr an ruhigem Beobachtungsgeist und richtigem Takt und Urtheil.

III.

Als ich sein merkwürdiges Buch gelesen hatte, und halb unwillig, halb lachend darüber sprach, erwiederte mir wohl der Eine und der Andere: „Aber er soll doch Recht haben! Es soll arg seyn mit den Bettlern, mit den Prellereien, mit den Paß-Scherereien, mit den ekelhaften Bewirthungen, und mit dem Ungeziefer in Italien!"

„Das weiß ich;" war meine Antwort — „allein wie arg es ist — ob so arg, als er es schildert, das will ich erst sehen. Jedenfalls sind die dictatorischen Aussprüche, die er hierauf gründet, unangemessen und verwerflich!"

Er sucht sich das Ansehen zu geben, als ob er der Erste wäre, der ehrlich über Italien berichtet. Nicht nur der Unannehmlichkeiten soll es dort so viele und ganz unerträgliche geben, sondern auch mit den dortigen, sonst gerühmten Herrlichkeiten soll es fast nichts seyn. Einige Sympathie-Vögel, mit denen er auf der Rückreise in Mailand zusammentraf, bestätigten dies, wie er erzählt. Nur die vulkanischen Merkwürdigkeiten, die Peterskirche, und einige Kunstgegenstände sollen den Erwartungen entsprechen, die man sich davon zu machen pflegt! —

Nach diesem, an der table d'hôte bei Hrn. Reichmann, ausgesprochenen resumé entschließen sich mehrere andere Reisende, ihre weitere Wahlfahrt nach Italien aufzugeben, und dafür lieber nach dem südlichen Frankreich zu gehen! — Das müssen freilich schwache Reisehelden gewesen seyn, aber ich muß sie doch, wegen des schlechten Tausches, den sie gemacht haben, recht sehr bedauern, denn ich weiß, was sie in Italien gefunden hätten, und ich weiß auch, was sie im südlichen Frankreich gefunden haben. —

— In dem Anhange zum zweiten Theile der zweiten Auflage seines Buches bestätigt Hr. Nicolai, daß Italien aus öden, gras- und baumlosen Gegenden bestehe; und beim Anführen von Smollets veralteter, hypochondrischer Ansicht, daß jeder Italiener ein Verräther sey, der auf Betrug ausgehe, fügt er in einer Note die Versicherung hinzu: „Und ist es noch jetzt für Jedermann!" — Nun, ein Italiener, der von Hamburg aus, über Braunschweig, durch die Mark und Pommern, nach Königsberg in Preußen gezogen, in Hamburg auf besoffne Landstreicher, unterwegs auf besoffne Postillone und Fuhrleute, so wie in Berlin auf besoffne Eckensteher und mehr solches Volk gestoßen wäre — ein Italiener mit diesen Reise-Erfahrungen, wenn er, wie Hr. Nicolai, aburtheilen wollte, könnte mit gleicher

Dreistigkeit und Gerechtigkeit sagen, daß Deutschland aus öden Haide- und Sand-Gegenden, ohne Gebirgszüge, ohne Wein- und Bergbau bestehe, und daß jeder Deutsche ein Trunkenbold sey, der nur darauf ausgehe, sich zu besaufen! — Ein Italiener, der ein so albernes und unverantwortliches Urtheil ausspräche, würde sich nicht im Mindesten ärger an Deutschland und den Deutschen versündigen, als Hr. Nicolai sich mit jenen Aeußerungen an Italien und den Italienern versündigt. Messe er selbst hienach ab, mit welchen strafenden Worten er also gezüchtigt zu werden verdiente! —

Ein Recensent hat rühmend die Stelle aus Hrn. Nicolai's Buche hervorgehoben, wo dieser, in patriotischer Aufwallung, sagt: „Mein theures, zurückgesetztes deutsches Vaterland, wie bist du so schön, so reizend, so gesund! Du bist das Abbild einer holden, mütterlichen Frau, Germania! Zürne nicht über deine entarteten Kinder, die das freundliche, farbige Haus mit der grünen Flur, welches du ihnen öffnest, verlassen, um sich in der Schmutzhöhle der Buhlerin Italia zu entnerven! Zürne ihnen nicht, denn sie sind verlockt und verführt u. s. w."

Das klingt recht patriotisch-schön; allein, schärfer ins Auge gefaßt, ist es doch eine ganz überflüssige, nichtige, in sich selbst zerfallende Tirade. —

Ich liebe gewiß Deutschland eben so sehr, als Hr. Nicolai, und kenne wahrscheinlich weit mehr, als er, von Deutschlands Natur-Schönheiten; und ich gebe sehr gern zu, daß es sich in Deutschland gemüthlicher reist, als in Italien und überhaupt im Auslande; und dennoch hat mich viele Jahre lang aufs Lebhafteste nach Italien verlangt. Und zwar nicht etwa, weil ich mir darunter ein irdisches Paradies gedacht hätte, sondern weil ich wußte, daß ich dort, neben manchem anderen Interessanten, was Deutschland nicht aufzuweisen hat, in reicher Fülle das Schönste und Vollendetste, was Meißel und Pinsel geschaffen haben, finden würde. Wären die Kunstschätze, welche Napoleon aus Italien entführte, in Paris geblieben: so würde mich — und gewiß viele Andere — wenigstens nach Florenz und Rom nicht so sehr verlangt haben. Da das Entführtgewesene aber auf die alten Stellen zurückgeführt war: so hatten diese für mich eine unwiderstehliche Anziehungskraft. — Welchen vernünftigen Grund kann Hr. Nicolai dafür aufstellen, daß er Italien eine Buhlerin schimpft, und ihr Schuld giebt, daß sie entnerve? Meint er, es sey Buhlerei von Italien, daß es durch seinen Vesuv, durch seine schönen Golfe, durch seine Kunstwerke die Reisenden anlockt: so kann er eben

so gut Deutschland und die Schweiz Buhlerinnen nennen, da sie durch ihre freundlichen Thäler, und schönen Wälder, und Berge, und wilden Felsen, und tosenden Wasserfälle Einheimische und Fremde herbeilocken. Und fehlt es denn etwa an Deutschen, die in Deutschland umher reisen, um Deutschlands Natur-Schönheiten und Kunst-Sammlungen zu sehen? Gegen Einen, der nach Italien reist, giebt es gewiß Hundert, die den Harz, die sächsische Schweiz, das Riesengebirge, die Berlin, Dresden, Düsseldorf, Köln, München, Wien, die Rügen, Helgoland, die den Rhein, den Neckar, die Donau, die Salzach, den Inn, die den Ebensee, den Königsee, nnd die schönsten See'n der deutschen Schweiz besuchen. Der „holden, mütterlichen Frau, Germania" kann es also nicht einfallen, sich für zurückgesetzt zu halten, und ihre Kinder aus solchem Grunde für entartet zu erklären, wie Hr. Nicolai es thut. — Und was das „sich entnerven" betrifft, so wäre Hrn. Nicolai wohl nachzuweisen, daß dies — wenn man es danach macht — eben so gut — oder vielmehr eben so schlimm — als in Italien, auch in Dresden, Berlin, München, Wien, ja in den kleinsten Nestern von Deutschland geschehen kann. — Auch ist nicht zu übersehen, daß man bei einer Reise nach Italien,

man wenn aus Mittel- oder Nord-Deutschland kommt, den auch schönen Genuß hat, Steiermark, Tirol, oder die Schweiz kennen zu lernen, daher auch wohl Jeder dies bei einer Reise nach Italien recht sehr mit in Anschlag bringt, und Viele, so sehr es ihnen Zeit und sonstige Verhältnisse erlauben, möglichst viel von den Herrlichkeiten jener Länder auf der Hin- oder Herreise, oder auch auf beiden, kennen zu lernen suchen. — In jedem Betracht hat sich Herr Nicolai also mit jener deutsch-patriotischen Tirade auf die überflüssigste und unpassendste Weise in Kosten gesetzt. Doch es gefallen sich nun einmal manche Leutchen darin, daß sie, passend oder nicht passend, ihre Deutschheit leuchten lassen, indem sie andern Deutschen vorwerfen, sie seyen nicht Deutsch genug. —

Die Einwendung, die man Herrn Nicolai machen könnte, daß man nicht zum Sommer nach Italien reisen müsse, wäre in mehr als einer Beziehung sehr wohl begründet. Wessen Verhältnisse es irgend erlauben, besonders wenn er gehörige Zeit für Rom und Neapel gewinnen will, der geht etwa im September über die Alpen, kommt erst im November nach Rom, geht im December, Januar oder Februar nach Neapel, kehrt zum Osterfeste nach Rom zurück, und läßt dann Italien hinter

sich, ehe die heißere Jahreszeit eintritt. Dadurch vermeidet man nicht nur die lästige Hitze, sondern auch die gefährlichere Zeit für die Gesundheit, und die größere Belästigung durch das Ungeziefer, das in Italien (wie auch in Spanien und Portugal) zur Zeit der größeren Hitze am Aergsten seine Orgien feiert. Dieser Einwendung begegnet Herr Nicolai mit folgenden merkwürdigen Worten: „Wenn aber Italien wirklich im Sommer nicht besucht werden darf, so brechen die Recensenten durch diesen Einwand selbst den Stab über die hesperischen Gefilde, weil es ja ein sehr klägliches Land seyn muß, dessen Schönheit sich nur auf gewisse Jahreszeiten beschränkt!"

Das sieht wieder aus, als ob es etwas Treffendes seyn könnte, allein bei ruhiger Betrachtung ist es ebenfalls nichts. Der scharfsinnige Ankläger Italiens hat sich da sehr vergalloppirt. Wenn Italien „ein sehr klägliches Land" seyn soll, weil es nicht zu jeder Jahreszeit rathsam ist, dort zu reisen: welches gesteigerte Schimpfwort bestimmt er dann für Deutschland?! Italien hat der Reisende, wegen der heißen Zeit, etwa drei Monate zu vermeiden; allein in Deutschland muß man, wegen feuchter und kalter Witterung, wenigstens fünf, sechs Monate lang auf Vergnügungs- und Erho-

lungs=Reisen Verzicht thun, denn die „holde, mütterliche Frau, Germania" öffnet dem Reisenden „das freundliche, farbige Haus mit der grünen Flur" (besonders in Mittel= und Nord=Deutschland) kaum im April, oft erst im Mai, und schließt es mit dem Ende des Septembers, spätestens im Oktober, dem Reiselustigen schon wieder vor der Nase zu! Das hätte Hr. Nicolai bedenken sollen, ehe er in obiger Beziehung Italien ein sehr klägliches Land nannte. Denn hiernach müßte man ja von Deutschland mindestens sagen, daß es noch kläglicher als sehr kläglich sey.

IV.

Mit verstocktem Sinn beharrte ich bei dem Reiseprojecte, trotz des bösen Omens bei der Abfahrt von Hamburg und trotz der Nicolaischen Abmahnungs=Tiraden. Mit steigender Ungeduld hoffte ich dem Frühling von 1838 entgegen. Wohl wäre ich geneigt gewesen, den früheren Plänen gemäß, erst im Julius aufzubrechen, um im September über die Alpen zu gehen und erst neun bis zehn Monate später Italien wieder zu verlassen. Da

hätten wir besonders in Ober-Italien zu manchem interessanten, längeren Verweilen und Kreuzundquerzuze Zeit gehabt. Allein die Cholera konnte zum Drittenmale in Italien zur heißen Jahreszeit auftreten. Ueberhaupt muß man, wenn man im siebzigsten Jahre ist und Italien noch besuchen will, ohne Noth nicht zaudern. Es wurde also beschlossen, möglichst früh im März aufzubrechen, um am Mittwoch in der Charwoche, den elften April, das schönste Miserere in der sixtinischen Kapelle zu Rom zu hören, und mit dem Ende des Junius Italien wieder im Rücken zu haben. Die hartnäckige Nachhaltigkeit des Winters begünstigte einen frühen Uebergang über die Vormauer Italiens freilich nicht, indessen verließ ich doch Magdeburg am achten März mit gutem Muthe, und hätten wir können am elften oder zwölften März aus der Gegend von Leipzig die große Reise selbst antreten und zwar über Gräz und Triest, wie ich im Sinne hatte: so hätten wir diese beiden, schön liegenden Städte kennen gelernt, wären von Triest mit einem Dampfschiffe nach Venedig gegangen und hätten uns hier, so wie in Padua und Bologna länger aufhalten können. Der böse Dämon indessen, der mir schon früher in Bezug auf diese Reise, Steine in den Weg geworfen hatte, wollte auch jetzt von

seiner alten Laune nicht ablassen und machte uns einen unerwarteten Aufenthalt, der mir nur dadurch freundlich vergütet ward, daß ich unterdessen Zeit gewann, auf einige Tage nach Dresden zu gehen und, außer mit den dortigen lieben Freunden, auch noch mit einem, ans dem Norden gekommenen, seit dreißig und einigen Jahren nicht gesehenen Freunde, herrliche Erinnerungsfeste zu feiern.

Erst am 24sten März konnte endlich aus der Gegend von Wurzen unsere Reise nach Italien angetreten werden. Da wir bis gegen Mittag in Leipzig aufgehalten wurden, und die Chaussee bis nach Franken nicht in erwünschtem Zustande war: so erreichten wir am ersten Abend nur Gera und am zweiten Münchberg, die nächste Station hinter Hof, wo wir noch nicht einkehren wollten, um am folgenden Tage Nürnberg leichter zu erreichen.

Weil in Münchberg im vorigen Jahre eine große Feuersbrunst gewesen und im Posthause noch nicht mehr als ein Zimmer zu haben war, so wurden wir nach dem schwarzen Adler, als dem besten, wirklichen Gasthofe, verwiesen. Nach wiederholtem Blasen des Postillons, ließen sich endlich Leute sehen, die uns sagten, daß wir zwei Zimmer und warmes Abendessen erhalten könnten. Es währte lange, ehe sich Jemand bemühte, unsre Nachtsäcke

und was wir sonst noch brauchten, in das Haus zu tragen.

Mein Zimmer war nichts weniger als elegant, doch leidlich genug, und in Absicht der Fenster und Thüren ungleich besser bestellt, als viele in Italien; allein gleich in der Nähe desselben waren so wüste, winklige Räume, daß Herr Nicolai, wenn er in Italien dergleichen neben sich gesehen hätte, es gewiß für eine Räuberherberge gehalten haben würde. Als ich wiederholt ein Waschbecken gefordert hatte, brachte man mir eine ovale, gehenkelte, steingutne Suppen-Terrine, wie sie für eine Tafel von zehn bis zwölf Personen erforderlich gewesen wäre. Nachdem ich es durchgesetzt hatte, daß reines Bettzeug gebracht wurde und die dienstfertige, breitschultrige Magd sich anschickte, mein Bett zu machen, fand sie es nicht nöthig, von den sechs im Zimmer befindlichen Polsterstühlen ein Paar herbei zu holen und zusammen zustellen, um die großen Massen der schwer gestopften Federbetten darauf zu legen, sondern sie warf sie neben sich auf die sehr unreinlichen Diehlen, und legte sie dann, nach gehöriger Verarbeitung mit ihren zwei kräftigen Fäusten, wieder ungesäubert in das Bettgestell. Bis gegen elf Uhr in der Nacht ertönte in meiner Nachbarschaft der Philistergesang vergnügter Biergäste als Sonntags-

lust. Am folgenden Morgen erhielt ich abermals die ovale Suppen-Terrine als Waschbecken. Und das Alles, nebst der ganzen, linkischen Bedienung, in so argloser Naivetät, als wenn es Alles eben so, und nicht anders, seyn müßte. — Statt uns zu ärgern oder zu beklagen, lachten wir, als wir wieder im Wagen saßen, recht vergnügt über diesen Vorschmack italienischer Gasthofs-Trübsale. Allein ich kann betheuern, daß wir auch in den unerfreulichsten Wirthshäusern Italiens, die im Range nicht höher standen, als der schwarze Adler zu Münchberg, doch eine derartige, naive Schnudelei nirgends getroffen haben. —

Desto bessere Zimmer und Bewirthung fanden wir im rothen Rosse zu Nürnberg, wo wir am 26sten März Abends um 10 Uhr eintrafen.

Am 28sten kamen wir Mittags um 2 Uhr in München an. So eilig wir auch waren, mußten wir hier doch ein wenig verweilen, um wenigstens im Fluge eine Uebersicht von den hauptsächlichsten neuen Schöpfungen zu erhalten, die seit unserm Hierseyn im Jahre 1829 entstanden waren. Wir sahen unglaublich viel Neues und Schönes. Es ist wirklich, als ob König Ludwig mit einem goldenen Zauberstabe nur zu winken brauchte, um Paläste und Kirchen aus dem Boden herauf zu be-

schwören, und treffliche Kunstwerke an's Licht zu bringen, wie durch den erwärmenden Hauch des Frühlings unzählige, herrliche Blumen entstehen. Und immer hieß es, in fünf Jahren müßten wir wiederkommen, um dann Das und Das fertig zu sehen. Allein in fünf Jahren — wenn der Himmel dem Könige das Leben fristet — wird gewiß wieder Neues begonnen seyn; und das wird so fortgehen bis an das noch so ferne Ziel seines Lebens, denn ihm ist dies Schaffen ein geistiges Lebensbedürfniß geworden, dessen er schwerlich jemals müde werden wird.

Ungern versage ich es mir, mich näher über das Gesehene auszusprechen; nur das Eine will ich nicht unerwähnt lassen, daß ich in Italien nicht selten an König Ludwigs Schöpfungen erinnert wurde. Es leuchtete mir mehrfach ein, mit welcher Vorliebe er Italien besucht und studirt, und es sich vielfach zum Muster der Nachahmung gewählt, um es sich in München zu vergegenwärtigen — um sich die Heimath, so viel als möglich in ein künstlerisches Italien umzuschaffen. So ist die Allerheiligen-Kapelle mit ihrer prachtvollen Ausstattung von Säulen und Gemälden auf Goldgrund, wenigstens in ihrem Innern, und nach etwas verjüngtem Maßstabe, eine recht schöne Erinnerung an die Marcus-

kirche zu Venedig. Selbst die kleine Glyptothek strebt in ihrer kostbaren Aufstellung der alten Marmorwerke den reichen Antikensälen des Vaticans nach. Und wie dort, neben den Stanzen Raphaels, die nach ihm benannten Logen mit seinen trefflichen Arabesken und vielen andern Wand- und Decken-Malereien aus der biblischen Geschichte hinlaufen, so wird in der Pinakothek zu München auf der einen Seite neben der mittleren Reihe von größeren Gemälde-Zimmern eine ähnliche lange Halle bereitet, welche der Geschichte der Kunst gewidmet ist, und die Bildnisse vieler Heroen der Kunst zeigt. Selbst die Benennung Pinakothek ist dem Vatikan entlehnt. Die Inschrift auf einer in die Wand eingemauerten Steinplatte über einer der zahllosen Treppen des Vaticans, sagt in lateinischer Sprache, daß Pabst Pius VII. diese Treppe habe machen lassen, um bequemer auch die „Pinacothecam" besuchen zu können. — Dann erinnert auch der neue Theil des Schlosses, der Königsbau genannt, von außen durch die großen Vorsprünge seiner Quadern an die noch größern des Palastes Pitti, des Palazzo vecchio, Strozzi u. s. w. zu Florenz; und für eine Hinweisung auf das an Obelisken und einzeln stehenden Säulen so reiche Rom kann das Denkmal gelten, das den 30,000 Baiern, welche im russischen

Feldzuge unter Napoleon ihren Tod fanden, gewidmet ist.

Hätte Hr. Nicolai Zeit gehabt, auf seiner Rückreise München zu besuchen: so hätte er an sehr vielen von König Ludwigs Kunstschöpfungen sehen können, daß man aus der „Schmutzhöhle der Buhlerin Italia" die Seele von etwas Edlerem voll haben kann, als von Klagen über Flohstiche, Schmutz, und hunderterlei sogenannte Enttäuschungen.

Nur eine Uebertragung italienischer Eigenthümlichkeit ist mir in München nichts weniger als angenehm erschienen: ich meine die Gips-Fußböden in der Pinakothek. In südlicheren Ländern spricht Vieles für sie, allein in nördlicheren läßt sich unstreitig mehr gegen, als für sie sagen. Gewiß wird es außer mir noch viele Besucher der Pinakothek geben, welche die böse Erfahrung gemacht haben, daß, bei stundenlangem Stehen und langsamem Umhergehen auf noch so schönem Gips, auch die wärmste Freude über die dortigen Kunstschätze nicht gegen eine störende Erkältung der Füße schützen kann. —

Beiläufig will ich noch erwähnen, daß wir in der Michaeliskirche das reich ausgestattete Denkmal Eugens, des achtungswerthesten der Napoleoniden,

sahen. Aber eben so sehr, als diese kostbare Marmor-Gruppe, ehrt ihn ein höchst einfaches Denkmal, das wir, Tags zuvor, in der Nähe von Eichstädt sahen, nämlich rechts, unweit des Weges, in eine geebnete, senkrechte Fläche einer größern Felsenpartie nichts als die wenigen Worte eingegraben: **Dem unvergesslichen Eugen — Die dankbaren Bewohner von Eichstaedt. —**

Nach einem Aufenthalte von beinahe vier und zwanzig Stunden, den wir gut benutzt hatten, verließen wir München am 29sten März um Mittag. Doch sollte unsre Abfahrt aus der Stadt nicht ohne einigen Aufenthalt und Verdruß seyn. Als ich nämlich am Thore unsre ordnungsmäßig visirten Pässe vorzeigte, verlangte der Officiant noch eine Karte (wenn ich nicht irre, von der Polizeibehörde) von mir. Da ich sagte, daß ich keine habe, erklärte er mir, daß ich, ohne eine solche vorzuzeigen, nicht aus der Stadt gelassen werden könne, was auch der Postillon bestätigte. Vergeblich betheuerte ich, daß ich von dieser gesetzlichen Vorschrift nichts gewußt habe, und verwies auf die ordnungsmäßige Visirung unserer Pässe. Wir sollten unerläßlich nach der Stadt zurückkehren, um noch eine Karte herbeizuschaffen, was in dieser Stunde aber nicht einmal möglich gewesen wäre. Das hätte nicht nur

erhöhtes Postgeld, sondern, was noch viel schlimmer war, viel Zeit gekostet, und hätte es uns wahrscheinlich unmöglich gemacht, heute noch Benediktbeuern zu erreichen, um morgen bei guter Zeit nach Inspruck zu kommen. Ich erbot mich also nicht nur zur Zahlung des Preises für die Karte, sondern suchte auch den Amtseifer des Officianten durch ein Geldgeschenk zu beschwichtigen. Allein er wies Beides zurück. Es gab noch ein langes, unangenehmes Hinundherreden, bis der Mann sich endlich doch willig erklärte, um unsre Reise nicht aufzuhalten, durch Annahme des Geldes für die Karte und Uebernahme der Ablieferung an die Behörde, den Fehler unsers Gastwirths oder Aufwärters gut zu machen. Daß es auf keine Geldschneiderei abgesehn war, bewies der Mann dadurch, daß er, außer den 12 Kreuzern für die Karte, nichts annahm.

So froh ich war, als wir endlich flott geworden waren: so konnte ich doch nicht unterlassen, es eine arge Fahrlässigkeit zu schelten, daß man uns im Gasthofe, weder bei der Abfoderung, noch bei der Rückgabe unsrer Pässe, von jener gesetzlichen Vorschrift etwas gesagt hatte. — Es ist mir etwas dieser Art in ganz Italien nicht begegnet. Auch Herrn Nicolai nicht. Wäre dies aber gesche-

hen: so würde er nicht unterlassen haben, entweder dem Officianten am Thore Chicane und Prellerei-Versuch, oder dem Gastwirthe ein absichtliches Verschweigen jener polizeilichen Vorschrift Schuld zu geben, um die Reisenden dafür zu strafen, daß sie nicht längere Zeit in seinem Hause verweilten, und sie vielleicht zur Rückkehr, oder doch zu einem Strafgelde an den Postillon wegen des gehabten Aufenthalts am Thore zu zwingen, wofür der Postillon dann wahrscheinlich dem intriguanten Wirthe wieder aus Dankbarkeit andere Opferlämmer von Reisenden zuführen müsse. Jedenfalls wäre dieser kleine Vorfall reichliches Wasser auf Herrn Nicolai's Mühle gewesen; er würde davon Veranlassung genommen haben, zuerst auf der Stelle die umstehenden Maulaffen am Thore zu haranguiren, bis sie ihn gehörig ausgelacht hätten, und dann in seiner Reisebeschreibung auch bei dieser schönen Gelegenheit auf die Spitzbübereien der Italiener, und auf das abscheuliche Land, wo man so raffinirten Chicanen und Prellereien ausgesetzt sey, zu schelten und zu schimpfen. Das wäre ein hübscher Schmutzfleck mehr auf dem Caricaturbilde gewesen, das er von Italien zusammengepinselt hat! —

Gegen acht Uhr kamen wir in Benediktbeuern an, und kehrten im Posthause ein. Mich verlangte

sehr nach einem erwärmten Zimmer. Es fehlte auch nicht an einem großen Ofen, und an großen Massen Holz, die endlich von außen hineingeschoben und in Brand gesetzt wurden; aber etwas erwärmt wurde das Zimmer kaum, als ich mich schlafen legte, wegen der ungeschlachten Größe und schlechten Anlage des Ofens. In einem Zimmer für einen Reisenden, wo es auf eine schnelle, wenn auch nicht nachhaltige Erwärmung ankommt, ist ein solcher Ofen schlechter, als ein italienisches Kamin, zu dessen noch so spärlicher Flamme man doch hinzutreten und in der nächsten Minute einige Erwärmung fühlen kann. —

Am folgenden Tage waren wir in der Gefahr, auf eine sehr böse Weise in unsrer Reise aufgehalten zu werden. An der Scharnitz, beim Eintritt in Tirol, kam der Grenzbeamte an den Wagen, foderte uns höflich die Pässe ab und ging damit in seine Wohnung, um sie zu visiren. Ich hatte meinen und meiner Reisegefährtin Pässe zusammen in den Umschlag einer ausgedienten Brieftasche geschlagen, die ich dem Beamten übergab. Nach einigen Minuten wurde sie mir wieder eingehändigt; und um den gehabten Aufenthalt wieder einzubringen, fuhr der Postillon sogleich rasch davon. Wir freuten uns, daß wir so höflich und uneigennützig be-

handelt worden waren. Etwa nach einer halben Viertelstunde fiel mir ein, nachzusehen, ob auch beide Pässe ordnungsmäßig visirt wären, und nicht vielleicht aus Versehen blos einer. Das hatte ein guter Schutzgeist mir eingegeben; denn als ich den Umschlag geöffnet hatte, fand es sich, daß ich nur den einen Paß zurück erhalten hatte! Der andere fehlte! — Erschrocken rief ich dem Postillon ein Halt zu. Er mußte mir die Zügel der Pferde in den Wagen reichen, und zurück laufen, um nach dem fehlenden Passe zu fragen.

Etwa eine Viertelstunde lang war ich in einer peinlichen Spannung, ob nicht ein unglücklicher Zufall uns vielleicht gänzlich um den Paß gebracht habe. Um so froher wurde der Postillon begrüßt, als er zurückkam und mir den Paß überreichte. Dieser hatte auf dem Tische des Officianten zwischen anderen Papieren gelegen! — Gern hätte ich dem unaufmerksamen Officianten ein wenig den Text gelesen. Seine Fahrlässigkeit, wenn ich sie nicht noch zur rechten Zeit entdeckt hätte, würde für uns von den ärgerlichsten Folgen gewesen seyn. Erst Abends in Inspruck hatten wir wieder die Pässe vorzuzeigen. Hätte es sich nun erst dort gefunden, daß der eine Paß fehle: so hätten wir mindestens einen ganzen Tag verloren, ehe wir von dort aus

den Fehler hätten wieder gut machen können. Und das wäre für uns ein unersetzlicher Verlust gewesen, denn unsre Zeit war uns so knapp zugemessen, daß der verlorne Tag uns entweder um den Seitenflug nach Venedig, oder um das Miserere am 11ten April in Rom gebracht hätte. —

Sehr natürlich dringt sich mir hier wieder die Bemerkung auf, daß Hr. Nicolai, wenn ihm dergleichen in Italien begegnet wäre, darin einen ganz besondern Anlaß gefunden haben würde, auf Italien und auf die italienischen Paß-Officianten zu schelten, und den ganzen Vorfall als eine wahrscheinlich absichtliche Malice verdächtig zu machen. Klagt und beschwert er sich schon unaufhörlich über das ordnungsmäßige Abfodern der Pässe und den dadurch entstehenden, unvermeidlichen Aufenthalt: wie würde er in Zorn gerathen seyn, und Italien mit seinen Paß-Officianten herunter gerissen haben, wenn er einmal nach einem liegen gebliebenen Passe hätte zurückschicken müssen und durch Nachlässigkeit oder Unachtsamkeit eines Officianten in die Gefahr gesetzt worden wäre, einen ganzen Reisetag zu verlieren und dadurch in seinem nächsten Reiseplane auf eine unersetzliche Weise gestört zu werden! —

V.

Sehr gern gebe ich zu, daß das vielfältige Absodern der Pässe in Italien lästig ist. Ja ich könnte eigentlich noch empfindlicher dadurch berührt seyn, als Hr. Nicolai, da in mir noch die Erinnerung lebt, wie unbelästigt von solchen polizeilichen Einrichtungen ich meine ersten Reisen in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts machen konnte. Nicht nur kleinere Reisen, zu Fuße und zu Wagen, von Halle nach Dresden und der sächsischen Schweiz, oder nach Thüringen, oder nach Braunschweig und dem Brocken, konnte ich ohne Paß machen, sondern auch weit größere, nach dem Rhein und nach Schlesien; höchstens mit meiner alten, längst verjährten Universitäts-Matrikel in der Tasche. Meine erste Reise nach dem Rhein machte ich noch dazu im Jahre 1793, als Mainz von den Preußen und Hessen belagert wurde!

Dergleichen konnte man damals wohl wagen. In jener Zeit gab es nicht nur eine schöne Schreib- sondern auch Reise-Freiheit. In einem großen Theile von Deutschland wenigstens wurde man auf keine lästige Weise von Paß- und Censur-Gesetzen beeinträchtigt. Aber spätere politische Conjuncturen verschiedener Art, so wie mancher unvorsichtige Mißbrauch der Presse

veranlaßten fast überall strengere, polizeiliche Beaufsichtigungen der Reisenden, wie der Schriftsteller; und namentlich verursachten in Italien mehrfache revolutionaire Versuche ein streng geregeltes Paßwesen. Auch der harmloseste Reisende wird freilich dadurch belästigt; und sehr wahr ist wohl die Behauptung der Unzufriednen, daß die demagogischen Abenteurer, und die betrügerischen Schwindler und Haupt-Spitzbuben sich in der Regel mit guten Pässen zu versehen, oder sich, auch ohne dieselben, hier und da einzuschleichen wissen, und daß man, bei eingetretenen, ruhigeren Zuständen, die unschuldigen Reisenden ganz ohne Noth und Nutzen plage. — Die Regierungen hingegen haben andere Ansichten, welche leichter zu bekritteln, als in ihren Motiven ganz zu durchschauen sind. Und so scheint man es in Italien fortwährend für nöthig zu halten, die Reiseroute jedes Reisenden, so wie sein kürzeres oder längeres Verweilen in größeren und mittleren, besonders Grenz-Städten, zu controliren. Um dies zu können, hält man es nicht für hinreichend, daß die Polizei-Behörden in den Städten die Pässe visiren oder wenigstens notiren, sondern man hat es für nöthig erachtet, daß auch an den Eingangs- und Ausgangs-Thoren der Städte die Pässe gefodert, und wahrscheinlich in fortlaufenden Listen

notirt werden. Es darf den Reisenden also nicht wundern, wenn er in mehreren Städten dreimal seinen Paß abzugeben hat.

Ein ruhiges Ergeben in die gesetzlichen Einrichtungen eines Landes, durch welches sein Weg den Reisenden führt, ist wohl das Vernünftigste und für ihn selbst Heilsamste, wozu er sich zu entschließen hat. Das ewige Schmollen und Grollen und Erbostseyn hilft nicht nur zu nichts, sondern verdirbt auch dem Reisenden mehr oder weniger den Reisegenuß, und macht ihn in seinem wiederholten unnützen Schelten und Opponiren nur lächerlich.

Will indessen ein zorniger Reisender, wie Herr Nicolai, durchaus den Jupiter tonans spielen, und die Blitze seines Zornes los werden: so schleudre er sie wenigstens mit ritterlichem Muthe gegen Diejenigen, welche die polizeilichen Vorschriften gegeben haben, und nicht gegen die armen Unterofficianten, welche sie, bei Verlust ihres ärmlichen Einkommens, pünktlich ausführen müssen, und wenn dadurch auch ein gebildeter und gefühlvoller Divisions-Auditeur aus Berlin ein wenig incommodirt würde. Herrn Nicolai's wüstes Zanken mit diesen armen Schelmen ist der nämliche Akt blinden und fehlgreifenden Zornes, wie ihn einer meiner Jugendbekannten einmal beging, der Abends auf

einer Straße in Dresden von dem vordern Träger einer Portechaise einen Stoß gegen den Rücken bekam, und dafür dem hintern, gänzlich unschuldigen Träger einen zornigen Hieb mit seinem Stocke gab.

Eben so unpassend rühmt Hr. Nicolai die Schweizer auf Kosten der Italiener, wenn er sagt: „Der Schweizer, der selbst bieder ist, hält auch jeden Fremdling so lange für redlich, bis das Gegentheil erwiesen ist. Weder beim Eintritt in die Schweiz, noch beim Austritt aus diesem Lande, fragte uns Jemand nach unseren Pässen — — während die mißtrauischen und habsüchtigen Italiener, wie der geneigte Leser weiß, uns in der Regel u. s. w." — Aber jene Begünstigung der Reisenden in der Schweiz verdankt man ja nicht der Biederkeit der Schweizer im Allgemeinen, sondern nur den liberaleren Ansichten der Cantons-Regierungen oder Tagsatzungen. Und in der Lombardei gehn ja die Polizei- und Paß-Einrichtungen von Wien aus, und nicht von der italienischen Bevölkerung, die nur den Chor der Beamten zur Ausführung der gesetzlichen Vorschriften stellt.

Daß jene schlecht besoldeten Unterofficianten gern ein Trinkgeld erschnappen, auch wohl darum bitten, wenn der Reisende es zu vergessen scheint, ist nicht

zu leugnen; allein sie mögen es wohl nöthig haben, und sie nehmen mit einer Kleinigkeit vorlieb. Um den ankommenden Reisenden am Thore nicht aufzuhalten, fragen sie oftmals, wo er logiren werde, und überbringen ihm dann ordnungsmäßig den visirten Paß. Wer gäbe da nicht willig für den geleisteten Dienst — manchmal für einen ziemlich weiten Weg — einen kleinen Lohn?

Die Zollbeamten muß man ungleich reichlicher bedenken, und zwar dafür, daß sie nichts, oder doch möglichst wenig an den Koffern und Kasten der Reisenden thun. Auch diese größeren Opfer bringt man indessen gern, um nur die eingepackten Sachen nicht durchwühlt und in Unordnung gebracht zu sehn, und nicht lange aufgehalten zu werden. Die Nachsuchungen in unseren Koffern, wo wir sie öffnen mußten, geschahen immer auf eine sehr leichte, oberflächliche Weise; die Sitzkasten im Wagen wurden nur ein-, höchstens zweimal geöffnet, und um unsre dicken Nachtsäcke bekümmerte man sich nie. Ueberhaupt, in dieser Hinsicht vorzüglich, auf Italien zu schelten, ist ganz ungerecht. Man hat den nämlichen Trödel in den deutsch-österreichischen Staaten, und zwar oft auf eine viel bettelhaftere Weise. In Preußen kommt dergleichen jetzt nicht mehr vor; und man darf es kaum wagen, den

jetzigen preußischen Steuerbeamten ein Geldgeschenk geben zu wollen; allein ich erinnere mich sehr gut noch der Zeiten, wo man auch dort fast von Stadt zu Stadt derartige Reise-Unterhaltungen hatte. —

Herr Nicolai berichtet an mehreren Stellen seines Buches, man habe ihm an den Thoren der Städte entgegen geschrieen und gebrüllt: „i passaporti!", um ihn zum Vorzeigen der Pässe aufzufodern. Hienach hätten jene Officianten sich sehr grober und pöbelhafter Unschicklichkeiten schuldig gemacht. Nach meinen Erfahrungen indessen kann ich hieran nicht glauben, sondern ich muß annehmen, daß Hr. Nicolai entweder es durch sein Benehmen selbst verschuldete, angeschrieen und angebrüllt zu werden, oder daß er sich dieser groben Worte nur hyperbolisch bedient, pour rendre la chose plus touchante. — Ich wäre ein Lügner und Verleumder, wenn ich sagen wollte, daß man mir jemals schreiend, oder gar brüllend einen Paß abgefodert habe. Ja ich kann versichern, daß es nie in einem barschen, gebieterischen, sondern immer in einem ruhigen, meistentheils höflichen Tone geschah. Oft ging der ganze Akt sogar fast ganz schweigend vorüber, weil der Postillon gewöhnlich unaufgefodert die Pferde anhielt, und ich sogleich von selbst dem herantretenden Officianten unsre

Pässe hinreichte. — So habe ich auf der ganzen Reise nicht ein einziges Mal einen unangenehmen Wortwechsel oder gar Zank mit einem Paß- oder Zoll-Beamten gehabt, indem ich mich ruhig in die Landesgesetze fügte, und ohne Weigerung und Widerspruch that, was ich doch einmal nicht unterlassen durfte.

Um indessen nichts zu verschweigen, was den italienischen Paß-Officianten von mir zum Vorwurf gemacht werden könnte, theile ich hier noch folgenden kleinen Vorfall mit: Bei der Abreise aus einer Stadt im Kirchenstaate (ich weiß nicht mehr, welcher), wo wir übernachtet hatter, wurde mir, wie gewöhnlich, am Ausgangsthore der Paß abgefodert. Es war ein kühler Morgen; ich hatte mich fest in meinen Mantel gehüllt; und ehe ich mich wieder herausgewickelt, den Oberrock aufgeknöpft, und den Geldbeutel aus der Tasche gezogen und geöffnet hatte, um das gewöhnliche kleine Trinkgeld zu steuern, waren mir schon die Pässe, ungewöhnlich schnell, zurückgegeben, und der Wagen rollte sogleich zum Thore hinaus. Eben denkend, daß es hier einmal auch ohne Mahnung an eine Zahlung abgehe, hörten wir hinter uns ein paar unverständliche Worte — vielleicht Scheltworte oder Flüche — und dann war es, als flöge ein Stein hin-

ten gegen unsern Wagen! War dies wirklich der Fall gewesen: so wäre uns in Italien hiemit eine Huldigung gebracht, wie sie John Bull in London nicht selten einem unbeliebten Parlamentsgliede oder Minister bringt. Allein, wie gesagt, es war uns so, als ob ein Stein unserm Wagen nachgeworfen würde; allein fest behaupten kann ich es nicht. —

Mag man aber auch übertrieben oft seinen Paß in Italien vorzeigen müssen: so ist die Mühe und Unbequemlichkeit, die dies dem Reisenden verursacht, wenn man sich ihr ruhig unterzieht, eine sehr unbedeutende; und auf der andern Seite ist sehr zu rühmen, daß man in der Regel bald abgefertigt wird. Nur in Trient wurden wir etwa eine Stunde aufgehalten, weil es eben Sonntag Nachmittag, das Geschäftslokal geschlossen, und der Officiant, der in seinem Hause aufgesucht werden mußte, gerade ausgegangen war. In Verona, wo wir Abends spät angekommen waren, erhielten wir am Morgen auch etwa eine Stunde später die Pässe zurück, als sie uns der Camerière verheißen hatte. An dem neapolitanischen Grenzposten harreten wir auch im Wagen lange auf die Rückgabe der Pässe. Hinterher erfuhren wir, daß die beiden alten Officianten, die dort zu Gericht saßen, sich entsetzlich

mit Dechiffrirung unsrer deutschen Vor- und Zu- und Heimaths-Namen gequält, und endlich einen Venetianer, der etwas deutsch verstand, hatten zu Hülfe rufen lassen. Ein paar Mal wurde ich selbst höflich ersucht, den Dolmetscher zu machen. Besonderes Kopfzerbrechen verursachte der Paß meiner Reisegefährtin, welcher von einem sächsischen Patrimonialgerichtshalter ausgefertigt war, und die etwas weitläuftige Notiz enthielt, daß die Inhaberin des Passes, Frl. von NN., die Schwester des Herrn von NN., Erb-, Lehn- und Gerichts-Herrn auf ** bei **, sey. Sie kam daher auf den guten Gedanken, daß es wohl rathsam wäre, den deutschen Pässen immer eine vollständige, italienische Uebersetzung beizufügen. Ich möchte dies wohl künftigen Reisenden rathen, wenigstens wenn der Paß außer den nothwendigsten Bestimmungen noch etwas Besonderes enthält. Personen- und Orts-Namen sollten jedenfalls nicht mit deutschen (wohl gar in Fracturschrift), sondern mit lateinischen Buchstaben geschrieben seyn.

Ganz besonders ist es aber in Italien zu rühmen, daß in der Regel von dem Reisenden gar nicht verlangt wird, sich persönlich vor den Polizeibehörden zu stellen. Selbst in Florenz, Rom und Neapel kann man Alles durch einen Lohn-

bedienten abmachen lassen. Wie anders ist das in Wien und Paris! Was für schlimme Erfahrungen habe ich in dieser Beziehung zu Wien im Jahre 1813 gemacht! Im Jahre 1829 lief es lustiger ab. Da mußte ich auch persönlich vor der Polizeibehörde erscheinen. Als mir der Paß zur Rückreise visirt werden sollte, und ich sagte, daß ich über Linz und Inspruck nach Bregenz reisen wolle, verlangte der Officiant, der ganz stattlich, und keinesweges wie einer der untersten Officianten aussah, ich solle ihm einen Ort im Auslande nennen, nach welchem ich von Bregenz reisen würde. Ich nannte also, weil ich Gais besuchen wollte, Appenzell. In einem Tone, als wenn ich etwas Dummes gesagt hätte, wiederholte der stattliche Herr, daß ich einen Ort des Auslandes angeben solle. Auf meine Erwiederung, daß Appenzell ja im Auslande liege, entgegnete er ziemlich barsch, das sey nicht wahr — Appenzell sey ein österreichischer Ort. Meine Gegenversicherung, daß es bisher immer in der Schweiz gelegen habe, bekehrte ihn von seinem geographischen Irrthume nicht, sondern schien ihn nur ernstlich unwillig zu machen. Der Wienersche Freund, der mich begleitet hatte, zupfte mich also am Rocke, und zischelte mir zu, ich möchte doch einen andern Ort nennen. Um nicht in einen immer ernsthafte-

ren geographischen Krieg zu gerathen, nannte ich also einen andern Ort in der Schweiz; und mein Begleiter war so gefällig, dann das Uebrige, statt meiner, zu besorgen, damit ich mit meinem geographischen Widersacher nicht weiter zusammen stieße. In Pàris habe ich zwei halbe Tage mit Hin- undherfahren von einer Behörde zur andern verloren, und in dem Bûreau des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten mußte ich zehn Francs (einen halben Napoleon d'or) für das Visiren eines Passes bezahlen.

Ginge ich darauf aus, von meiner Reise nach Italien und zurück Gelegenheit zu nehmen, Beschwerden in Bezug auf Paßangelegenheiten auszusprechen: so könnten sie nur gegen deutsche Angestellte gerichtet seyn, indem ich mich beklagen könnte, einmal durch Fahrlässigkeit einen ganzen Tag aufgehalten, und ein anderes Mal höchst ungefällig und unhöflich behandelt worden zu seyn. Doch ich will Niemandem Verdruß machen durch öffentliche Denunciation, und hier nur angedeutet haben, daß Beamte auch der bestregierten Staaten sich mitunter Ungehörigkeiten gegen die Reisenden schuldig machen, wie ich, nach meinen Erfahrungen, den verschrienen Italienern durchaus nicht nachsagen kann. Und aus allem Obigen, glaube ich, ergiebt sich,

daß Herrn Nicolai's immer wiederkehrende Klagen über die Noth mit den Pässen in Italien auf ein höchst übertriebenes, zum Theil lächerliches, zum Theil ungerechtes Geschrei hinauslaufen, und daß kein verständiger Reisender sich vor dem Anschreien und Anbrüllen an den Stadtthoren Italiens zu fürchten hat.

VI.

Ehe ich von Italien weiter spreche, muß ich noch einen Rückblick auf Deutschland thun.

Es umwehte uns oft ein kalter Wind. Mehrmals fiel noch Schnee, und mitunter wurde er fast in ganz horizontaler Richtung um uns her geweht. Die Rauhheit des Clima's von München that sich auch uns nur zu sehr kund. Ein eisiger Wind wehte am Nachmittag des 28sten März durch die Straßen, und am Morgen des 29sten waren Dächer und Straßen mit Schnee bedeckt. Je weiter wir uns von München entfernten, desto winterlicher war es um uns her. — Während unsers Nachtquartiers in Benediktbeuern war zwar Thauwetter eingefallen, doch fanden wir weiterhin immer tie-

fern Schnee. Der alte lag noch ellenhoch in den aufsteigenden Gegenden; und da noch neuer hinzugekommen war, fanden wir viele Menschen mit Wegschaufeln beschäftigt. Wir mußten in dem Dorfe Kochel, eines Berges wegen, Vorspann nehmen, aber ihn eine Meile weiter behalten, wegen des Schnee's. Er ruhte in schweren Massen auf den Dächern der Dörfer und den gesenkten Zweigen der Tannen. Ein paar Stationen fuhren wir durch ganz winterliche Landschaften hin. Sehr leid that es mir, den großen Wallersee noch mit Eis und Schnee bedeckt, und ihn mit seinen Umgebungen nicht im schönen Frühlingsschmucke zu sehn. — Als die Sonne sich aus dem Kampfe mit dickem Nebel hervorgearbeitet hatte, wurde die Luft angenehm erwärmt; wir sahen immer höhere und malerischere Bergformen. Als der Weg sich endlich nach dem Innthale hinabsenkte, nahm der Schnee am Wege immer mehr ab; doch ehe er noch neben uns verschwand, wurden wir schon von fröhlichem Finkenschlag begrüßt. — Den hohen, steilen Zirlberg mußten wir mit zwei Hemmschuhen hinabfahren, weil einer nicht hinreichte, den Wagen gehörig aufzuhalten. Ehe wir es uns versahen, wurden wir durch den Anblick von blühender Haide und Leberblume (hepatica, rothe und blaue) überrascht.

Im Innthale selbst war keine Spur mehr von Schnee vorhanden. Nur die fernen, höheren Berge schauten mit weißen Häuptern noch auf uns herab.

Im Jahre 1829 hatte ich zu Inspruck in einem Gasthofe logirt, dessen hintere Seite eine schöne Aussicht nach einem Theile der nahen Gebirgswelt gewährte. Diesmal hatte uns der Postillon in einen weniger angenehmen gebracht. Wir ergaben uns darein, und waren schon dadurch vergnügt, daß wir unsre beiden Pässe hatten abgeben können, und dem Verdruß entgangen waren, hier durch einen fehlenden Paß aufgehalten zu werden. — Dem nahen Hochgebirge zu Ehren, ließen wir uns mit Gemsenbraten bewirthen, der uns freilich schlecht schmeckte; allein man titulirte mich dabei „Herr Excellenz": und so glich sich dann Eins mit dem Andern aus, und ich wurde weder gaumen-launisch noch hochmüthig.

Von dem Innthale wieder aufwärts, nach dem Brenner hinan, bekamen wir auf der ersten und der dritten Station ein drittes Pferd vor den Wagen, wogegen auch, wegen des aufsteigenden Weges, nichts zu sagen war. Gleich in der ersten Stunde nach unsrer Abreise von Inspruck holten wir mehrere Leute ein, die zum Theil mit schwerer Bürde desselben Weges bergauf zogen. Ein kleiner

Wagen, mit frischem Brodt aus Inspruck beladen, das weiterhin in Dörfern oder zerstreuten Hütten verkauft werden sollte, war mit einem Esel bespannt; da für diesen aber — ziemlich lange und steil bergan — die Aufgabe zu schwierig war: so hatten sich seine Besitzer: auf der rechten Seite der ärmlich gekleidete Mann, und auf der linken Seite die ärmlich gekleidete Frau, förmlich, wie Zugthiere, mit vorgespannt, und halfen dem Esel sehr treulich mit ziehen. Sie mußten öfter anhalten, um frische Kräfte zu sammeln. Es war ein trauriger Anblick: diese mühselige Gleichstellung von Menschen und Thier, besonders wenn man bedachte, daß der ganze Kram auf dem Wagen wohl nur wenige Gulden werth war, an denen in anderthalb bis zwei Tagen nur ein geringer Gewinn gemacht werden konnte, zur Ernährung von Mann und Frau und Esel. — Erfreulich dabei erschien mir nur der verständige und mitleidige Sinn, mit welchem die beiden Leute es sich blutsauer werden ließen, um ihren Esel zu schonen. Ein Verfahren, das menschlich gut und klug zugleich war, indem das nützliche Thier dadurch länger bei Kräften und brauchbar erhalten werden konnte. Gar oft habe ich an dieses Dreigespann späterhin in Italien gedacht, wenn ich dort die armen, schwer beladenen, zum Theil sehr

elenden Esel auf das Unbarmherzigste mißhandeln sah.

Wendeten wir von den armen Wanderern, welche mit uns die nämliche, bald rechts, bald links aufsteigende Straße zogen, unsre Blicke ab, und ließen sie vor- und rückwärts und nach beiden Seiten umherschweifen: so sahen wir nahe und fern eine herrliche Gebirgswelt, in sehr großartigen Massen, und auf den Scheiteln der Berge mit einem glänzenden Winterkleide geschmückt, wogegen unbedeckte Felsen und Bäume um so kräftiger ihre eigenthümlichen Farben und Formen zur Schau trugen. Noch in den Vorbergen zu den Alpen war es, als ob wir diese selbst schon unweit des Innthals erreicht hätten. — Ich hatte im Jahre 1829, bei einem Seitenflug von Inspruck nach dem Wasserfalle des Stuwey-Thales, einen großen Theil des Weges zum Brenner hinauf noch in seinem sommerlichen Schmucke gesehen: es war mir also ganz erfreulich, ihn nun auch, ob es gleich schon der letzte Tag des Märzmonats war, noch in halb winterlicher Tracht kennen zu lernen. Wie kolossale Wedgwood-Arbeiten nahmen die weißen Berge sich gegen den blauen Himmel aus; und auf manchen Stellen, wo die Frühlingssonne an den Schneedecken auf hohen Felsenkuppen schon ihre schmelzende

Kraft auszuüben begonnen, nächtliche Kälte aber den feuchten Schnee in glattes Eis verwandelt hatte, war es, als wären glänzende Helme von blankpolirtem Silber auf die Häupter der Gebirgsriesen gesetzt. So genossen wir, auf meilenlanger Fahrt, dies- und jenseits des Brenners, aus unserm Wagen aufs Bequemste den Anblick von Schneebergen, den man in späterer Jahreszeit und nach weniger schneereichen Wintern, sonst auf ungleich beschwerlicheren Wegen in der Schweiz und in Tirol aufsuchen muß. Vor und hinter der Brennerhöhe war der Weg durch drei Lawinen geschaufelt, die vor acht und vierzehn Tagen links vom Gebirge herabgerollt waren und mit einem Theile ihrer Massen in ziemlicher Breite die Chaussee viele Fuß hoch bedeckt hatten.

VII.

Zwischen 11 und 12 Uhr erreichten wir auf der Höhe des Brenners das Posthaus. Wohl hätten wir hier, auf der Scheidelinie des nördlichen, deutschen, und des südlichen, welschen Wassergebiets, ein Stündchen verweilen, und uns zu einem warmen Mittagessen an den Tisch des gastlichen Hauses hinsetzen mögen; allein wir wünschten, an diesem Tage noch Botzen zu erreichen, und erwiederten die freundliche Einladung der Frau Posthalterin, die rasch zur Hausthür herausgesprungen kam, nur mit der Bitte um baldigstes Vorspannen frischer Pferde. Selbst ihre Frage, ob uns nicht gefällig sey, etwas Backwerk zu genießen, lehnten wir höflich ab, da unser Proviantkasten noch Vorrath von kalter Küche, Wein und Backwerk enthielt. Rasch drehte die dienstfertige Frau sich nach unsrer Antwort in der Thür um, und war unseren Blicken verschwunden, so daß wir ohne Bedenken ein wenig lachen konnten, wie wir es schon auf vielen Stationen gethan hatten, weil in der Regel eine freundliche, manchmal eine recht hübsche, Posthalterin, sobald unser Wagen still hielt, zum Posthause heraustrat, und uns an ihren Speise- oder Kaffe-Tisch zu locken suchte. Ich mußte dabei im-

mer an die hungrigen Spinnen denken, die, sobald eine Fliege ihr Gewebe berührt, aus ihrem Winkel hervorschießen, um wenigstens zu recognosciren, was für Beute zu machen seyn möchte. — Mit einigen dankenden Worten und der Erklärung, daß wir Eile hätten, und sogleich weiter zu fahren wünschten, war der Sturm immer zurückgeschlagen, was uns manchmal fast leid that, wenn die höfliche Frau, trotz unsrer Zurückweisung ihrer Einladung, in der Hausthür stehn blieb, und auch noch andere freundliche Worte an uns richtete.

Die Dame auf dem Brenner verstand es aber besser, ihr Ziel zu erreichen. Ehe wir es uns versahen, war sie wieder da; und ohne sich daran zu kehren, daß wir ihre Anbietungen höflich zurückgewiesen hatten, schob sie einen Teller mit frischem Kuchen vor uns hin, so daß nichts übrig blieb, als ihn lachend zu bezahlen, und sich den Magen daran fast zu verderben. Nun, sie hatte ihn, in gutem Vertrauen auf den Appetit der Reisenden gebacken: um sie nicht gar zu bitter zu täuschen, mußte ihr also, ohne weitere Widerrede, gewillfahrtet werden.

Uebrigens habe ich auch diese kleine Episode blos Herrn Nicolai zu Ehren eingeschoben, denn abermals dringt sich mir hier die Bemerkung auf, daß Hr. Nicolai, wenn er diese unbedeutende Er-

fahrung in Italien gemacht hätte, gewaltig auf die geldgierige Zudringlichkeit der Italienerinnen gescholten haben würde. — In Italien ist mir dergleichen nirgends vorgekommen; wohl aber boten uns späterhin in Frankreich mehrmals die Posthalterinnen Speise und Trank an, ohne daß wir danach gefragt hatten; ja eines Nachmittags suchte man uns, unter der Vorspiegelung, daß eine Reparatur an unserm Wagen dringend nöthig sey, ins Haus zu complimentiren, um da zu übernachten. Wir kehrten uns aber nicht an die speculative Warnung, und legten noch acht Post-Stationen zurück, ehe wir einem prellerischen Schmidt zu Paris in die Hände fallen mußten.

Daß wir uns auf der Südseite der Alpenkette befänden, und an der Eisach hinab dem wärmeren Italien entgegenführen, gab sich uns besonders von Sterzing aus kund, wo der Weg nach und nach immer staubiger wurde. Bei Brixen erfreuten uns die ersten grünenden Felder. Doch vermißte ich in Kolman, wo wir übernachten mußten, weil wir die folgende Station, Botzen, nicht erreichen konnten, ungern in meinem Zimmer einen Ofen. — Erst auf der letzten Station gelangten wir aus den langen Verzweigungen der Alpen in eine freie Ebene.

Wir brachen am andern Morgen schon um 4 Uhr von Kolman auf. Vor Botzen erblickten wir die erste grünende Trauerweide und den ersten blühenden Mandelbaum; hinter Botzen deren immer mehrere. Immer auffallender that es sich kund, daß wir aus einer nördlicheren, kälteren Zone, nach Uebersteigung der Alpen, in eine südlichere, wärmere gelangt waren. Wir fuhren mit jeder Station in einen immer erfreulicheren Frühling hinein. Es fing mitunter schon Staub an uns zu belästigen. Nur die hohen, entfernteren Berge schauten noch mit beschneiten Häuptern auf die Frühlingslandschaft herab. Der Weg war, wie fast auf unsrer ganzen Reise durch Italien, vortrefflich. Wir legten an diesem Tage bis Verona, wo wir Abends 10 Uhr im Gasthofe due torri abstiegen, sechsundzwanzig und eine halbe Postmeile zurück. Etwa um die Mittagsstunde waren wir an den Grenzstein des ersehnten Italiens gelangt. Freudig begrüßte ich ihn, ob es gleich — ein wenig ominös — der erste April war. Indessen mochte ich deshalb nicht fürchten, in den April geschickt zu seyn; und so fuhr ich, getrosten Muthes, in das Land meiner alten Sehnsucht hinein.

VIII.

Wir fanden zu Verona in dem großen und schönen Gasthofe gute Zimmer und gute Bewirthung, doch that sich schon hier in den schlechten Schlössern unsrer Zimmer die italienische Unordnung kund. Auch mein Bette war echt italienisch. Es hatte sechs und einen halben Fuß Breite. Als ich es etwas erwärmt haben wollte, wurde mir ein Monaco (Mönch) versprochen; und bald darauf setzte der Camerière ein etwa zwei Fuß langes und etwas über einen Fuß hohes und breites Gestell mit einem Kohlenbecken hinein, breitete die Decke darüber, und erwärmte so fast das ganze Lager auf eine gleichmäßige, angenehme Weise. — Und hier endlich wurde mir ein spaßhaftes Anekdötchen, das ich einmal in den neunziger Jahren erzählen hörte, vollständig erklärt. Eine deutsche Gräfin nämlich (die wahrscheinlich auch in Italien gewesen war und dann in der Heimath jene Art von Bettwärmern eingeführt hatte) bekam eine neue Kammerjungfer, und befahl ihr nach dem Abendessen, Alles im Schlafzimmer zurecht zu machen, und in ihr (der Gräfin) Bette, um es etwas zu erwärmen, den Mönch zu thun. Die Kammerjungfer ging hinweg, um zu thun, was ihr befohlen war. Un-

glücklicherweise war am nämlichen Abend aber ein armer Bettelmönch bei kaltem, rauhem Wetter des Weges gekommen, und aus frommer Barmherzigkeit im Schlosse gespeist und getränkt, und ihm dann auch ein kleines Schlafzimmer zum Uebernachten angewiesen worden. Und kaum, daß er sich zur Ruhe gelegt, wurde er von dem Zöfchen (das von keinem andern Mönch etwas wußte) schüchtern aus seinem Bette in das der Frau Gräfin complimentirt. Und als nach einem halben Stündchen befohlen wurde, mit dem Mönch nun auch das Bette des Grafen zu erwärmen, mußte der arme Pilger zum dritten Male in ein kaltes Bette wandern. Dann auch noch in das Bette der gräflichen Tochter! Und erst, als das gräfliche Ehepaar sich niederlegen wollte, und der Kammerjungfer gesagt wurde, sie könne sich nun auch ihr eignes Bette mit dem Mönche erwärmen und ihn darin behalten, bis sie sich schlafen lege, und diese, halb jungfräulich beschämt, halb mitleidig gegen den armen Mönch, bescheiden hiegegen protestirte, löste sich das Mißverständniß, und gab noch lange Stoff zu Lachen und Scherz. — Ich hatte vor mehr als vierzig Jahren, als ich diese Schnurre erzählen hörte, ebenfalls gelacht, und sie hier und da auch wieder erzählt, ohne eigentlich daran zu glauben,

weil ich nie von einer Maschine zum Erwärmen des Bettes gehört hatte, welche Mönch genannt würde. Nach Verona hatte mich nur verlangt, um endlich auf klassischem Grund und Boden von Angesicht zu Angesicht ein römisches Amphitheater kennen zu lernen. Höchst lächerlich war es mir nun, daß ich, statt dessen, noch in später Abendstunde den lange für fabelhaft gehaltenen Bettwärmer, Mönch genannt, kennen lernte, und daß ich, um zu dieser Kenntniß zu gelangen, erst noch in meinem siebzigsten Jahre hatte die schneeigen Alpen übersteigen und am ersten April in Verona nach einem erwärmten Bette verlangen müssen. — In jedem der folgenden Nachtquartiere bis Rom erhielt ich, wenn ich danach verlangte, einen solchen Mönch, der mir — ehrlich gesagt — lieber war, als alle seine Namensvettern, die ich in Rom auf den Straßen wandeln sah.

Nur in einem Lande, wo die Wege so gut sind und so rasch mit Extrapostpferden gefahren wird, wie in Italien, war es möglich, bei der Kürze der Zeit, die wir bis Rom zu verwenden hatten, noch für einen Seitenflug nach Venedig ein paar Tage zu erübrigen. Gleich der erste Reisetag in Italien hatte mich überzeugt, daß diese Aufgabe zu lösen sey. Wir wagten sie also, und sie gelang.

Ja in Florenz ergab es sich, daß wir noch einen Tag mehr für Venedig hätten aufopfern, und doch noch, bei fortgesetzter Reise mit Postpferden, Rom am zehnten April hätten erreichen können.

Ob wir gleich erst um 8 Uhr Morgens Verona verlassen konnten, gelangten wir doch Abends etwa um 7 Uhr nach Mestre, wo wir in dem Gasthofe zur Campana den Wagen mit dem größten Theil unsers Reisegepäcks zurück ließen, und uns dann in eine Regierungs-Barke setzten, und bei ruhiger See und hochstehendem, hellem Monde nach Venedig hinüber rudern ließen. — Das war mir eine der liebsten Reisestunden! Endlich sah ich den großen, dunkeln Spiegel des adriatischen Meeres! Endlich erblickte ich die alte, wunderbare Inselstadt! Wir fuhren ein großes Stück in den großen Kanal hinein, dann im Zickzack durch mehrere Seitenkanäle bis zu dem Hôtel de l'Europe, wo wir gute Zimmer und gutes Abendessen fanden.

Den nächsten Morgen war es in meinem Zimmer, ohne Ofen und Kamin, unangenehm kühl. Ich setzte mich mit meinem Frühstück an das offne Balcon-Fenster eines nahen Saals, ließ mich da von der warmen Sonne bescheinen, und freute mich der großen, blauen Wasserfläche, zu welcher aus

unserm Hôtel von der Vorderseite eine breite Treppe von einigen Stufen hinabführte, um Wasserfahrten gleich vom Hause aus machen zu können. Die Seite rechts dagegen grenzte an eine schmale Straße, von welcher man einen unbeträchtlichen Weg bis zum Marcusplatze zu machen hatte.

Wir benutzten unsre Zeit so gut als möglich, um wenigstens einen Ueberblick von Venedig zu bekommen. Ein sogenannter Cicerone — ein dienstfertiger, leidlich unterrichteter junger Mann — Staberl genannt, bestieg mit uns eine Gondel, führte uns durch eine Menge von Kanälen, ließ uns bei mehreren Kirchen, bei der Akademie di belle arti, bei der Rialto-Brücke aussteigen, den großen Kanal ganz hinausfahren, wo wir hinter dem Meerbusen den schönen Anblick der auslaufenden Tiroler Gebirgskette, auf den Höhen noch mit Schnee bedeckt, vergnügten Herzens genossen. Ich bekam eine Menge flüchtiger Notizen in meine Schreibtafel, auch über verödete Paläste, an denen wir vorüber fuhren. In der Kunstakademie interessirten mich besonders die Gipsabgüsse der Elginschen Marmor-Räubereien, die „ex munificentia" des letzten Königs von England hieher gesandt waren. Auf die Gegenstände in dem einen Saale bereitete uns Herr Staberl durch die Worte vor: „Da ist altes rö-

misches und griechisches Zeug." — In einem andern Saale zeigte man uns die Vase, welche Canova's rechte Hand aufbewahrt, so wie wir in der Franciskanerkirche das große Marmor-Monument über dem Herzen Canova's, und gegenüber den Grabstein zu Ehren Tizians sahen. Jede Minute bot uns eine neue Merkwürdigkeit! Bald Freude über fortbestehende, bald Trauer über untergehende alte Herrlichkeit! — Eine unangenehme Zugabe war es, daß an jeder Stelle, wo wir landeten, auch ein schmutziger Kerl seine unverlangten und überflüssigen Dienste bei unserm Aussteigen aus der Barke aufdrang. —

Nach langer Fahrt stiegen wir am Marcusplatze aus, einem der merkwürdigsten Plätze in der Welt, den mit einem „alten, räuchrigen, großen Schloßhofe" zu vergleichen, nur einem Gustav Nicolai einfallen kann!! Man könnte eine Prämie für Den aussetzen, der von irgend einem andern Reisebeschreiber ein unsinnigeres Urtheil nachwiese, als dieses Nicolaische ist. Aber schwerlich würde sie Jemand gewinnen. — Welche alterthümliche, auch wo sie an's Wunderliche grenzt, dennoch höchst anziehende, architectonische Pracht und Herrlichkeit an dem großen Dogenpalaste und der reich verzierten Kirche des heiligen Marcus! Und die

übrigen Sehenswürdigkeiten des weiten Platzes mit der Aussicht aufs Meer! Man weiß nicht, wo das erstaunte Auge am längsten verweilen soll!

Was der Dogen-Palast, mit seinen wenigen, aber großartigen Fenstern in der Hauptfronte, für ein kolossales Gebäude ist, das begreift man erst, wenn man durch seinen weiten Hof gegangen, die großen berühmten Treppen auf und abgestiegen, und die alten Prachtsäle mit den vielen zum Theil ungeheuer großen Wandmalereien von Tintoretto und Andern durchwandert ist. An was für historische Merkwürdigkeiten wird man auf den verschiedensten Stellen erinnert! Hier an Großes und Herrliches — dort an Schlimmes, Verwerfliches! Wir sahen — wenn auch nur im Fluge — was von dem Fremden gesehen werden kann, bis zu den verschrieenen Bleikammern hinauf. Nur zu den feuchten, unterirdischen Gefängnissen jenseit der Seufzerbrücke mochten wir nicht geführt seyn. — Nach vollendeter Wanderung, durch den großen Palast, lechzte meine Zunge vor Durst, und ein großes Labsal war mir daher ein Trunk Wasser aus einem der beiden Brunnen des Hofes, ehe wir die anstoßende Kirche des heiligen Marcus besuchten. Trotz der Nähe des Meeres, war das Wasser vortrefflich.

Was haben frommer Eifer und reiche Prachtliebe in dem halbdüstern Innern, wie an dem Aeußern dieser alt-ehrwürdigen Kirche an Marmorsäulen der verschiedensten Art und an Bilderschmuck zusammengehäuft! Die Bilder nicht allein, sondern auch der Goldgrund, der die Gestalten derselben umgiebt, aus unzählichen Mosaiksteinchen zusammengesetzt. Alles, wie für die Ewigkeit gemacht; mit Ausnahme des kunstreichen Fußbodens, dem die solide Grundlage der Umfassungs-Mauern und Pfeiler fehlt, und der daher vielfach sich gesenkt hat und dadurch zum Theil sehr zerbröckelt ist. Uebrigens, wie fast überall in dieser merkwürdigen Stadt, so ganz vorzüglich in dieser Kirche und dem anstoßenden Palaste, dringt es dem Auge des Beschauers sich auf eine ergreifende Weise auf, daß Venedig lange Reihen von Jahren sah, in denen es stolz auf Macht und Reichthum war. Das schimmert noch aus jeder Falte seines alterthümlich-kostbaren Gewandes hervor, während aus tausend düstern Winkeln ein trauriges: „Sic transit gloria mundi!" hervor zu seufzen scheint. Doch ich will nicht wiederholen, was schon so oft gesagt ist. Nur das kann ich nicht unterlassen, noch hinzuzufügen, daß es höchst übertrieben ist, Venedig eine große, wüste, schmutzige Ruine, ein Gewinde stinkender

Kloaken zu nennen, wie Hr. Nicolai thut. Es ist Unsinn, von einer Stadt, in der noch über 100,000 Menschen leben sollen, von denen doch viele gewiß sich sehr wohl befinden, zu sagen, daß sie eine Ruine sey. Ist sie an Macht und Reichthum auch nur noch ein Schatten von Dem, was sie in den Tagen ihres außerordentlichen Glanzes war: so pulsirt doch noch ein zu reges Leben in ihr, als daß sie einem Leichnam zu vergleichen wäre. — Daß fast Alles in Italien, nach Nicolais Beschreibung, stinkt, liegt mehr an seiner Feder, als an Italien. —

Wir machten den Rückweg nach unserm Gasthofe zu Fuß, erst an den eleganten Luxus-Läden im Bereich des Marcusplatzes hin, dann in engeren Straßen zwischen dem Handelsverkehr gewöhnlicher Lebensbedürfnisse. Da uns die Erinnrung an die beschneiten Berghöhen im Norden der Meeresbucht noch frisch in der Seele war, und da wir auch nicht vergessen hatten, durch was für winterliche lange Wegesstrecken wir noch vor zwei bis vier Tagen gereist waren: so machte der reich besetzte Blumen- und Gemüse-Markt, den wir hier sahen, einen höchst angenehmen Eindruck auf uns. Auf der Rialto-Brücke hatte ich, obgleich ein Fremder, für zwölf schöne, gefüllte Hyacinthen nicht mehr als

zwei Kreuzer zu bezahlen gebraucht. Hier nun vollends war großer Ueberfluß an bunten, duftenden Kindern des Frühlings. Und für die Küche gab es, obgleich die späte Mittagsstunde schon da war, noch große Vorräthe sehr verschiedener Gemüsearten, die denen in Mittel- und Nord-Deutschland zum Theil um zwei Monate vorausgeeilt waren: nicht allein Spargel und Mohrrüben, sondern auch blauen und gelblichen Blumenkohl, große Bohnen, und viele andere, mir bekannte und unbekannte Sachen mehr aus dem Bereiche der Küchenbotanik. Auch mancherlei trockne, offen liegende, und eingemachte, in Gläsern aufbewahrte Früchte — zum Beispiel Oliven — gaben Zeugniß von dem wärmeren Klima des nahen Ober-Italiens. Schon hier stellte es sich also heraus, welch' thörichtes, gehaltloses Geschwätz es ist, wenn Hr. Nicolai behauptet, daß das Klima Italiens nicht besser, als das von Deutschland sey.

Als im Gasthofe unser Cicerone mit vorschriftsmäßigen zwei Gulden abgelohnt und zufrieden gestellt war, fragte ich ihn (den gebornen Venetianer) wie er zu dem dramatisch-fabelhaften, deutschen Namen Staberl komme? Zerstreut durch etwas Anderes, hörte ich aber nach seiner Antwort nur mit halber Aufmerksamkeit hin. Ich erinnre mich

daher nur, daß er eigentlich Riedt heißt, und daß sein Vater (ein geborner Wiener, oder doch einige Zeit in Wien gewesen) viel freundschaftlichen Verkehr — ich weiß nicht ob mit einem wirklichen Staberl, oder nur einem Schauspieler, der die Rolle des Paraplümachers spielte, gehabt, und von seinen Freunden deshalb Staberl genannt worden sey. Da der Sohn nun auch Deutsch spricht, und der Name Staberl seit Jahren wohl allen Deutschen, die nach Venedig kommen, bekannt ist: so eignete auch er sich diesen Beinamen als ein Erbgut vom Vater an, wahrscheinlich um dadurch die Aufmerksamkeit der reisenden Deutschen auf sich zu lenken, und seinen Kollegen mit italienischen Namen den Rang abzulaufen. Ich kann ihm nachsagen, daß er ein dienstfertiger, höflicher Mensch ist, wenn ich ihm auch nicht nachrühmen kann, daß er die Kenntnisse eines recht tüchtigen Cicerone habe. Doch die meisten seiner Kollegen werden auch wohl nicht mehr wissen, als dieser Herr Riedt-Staberl.

IX.

Nachdem wir an der table d'hôte, in Gesellschaft mehrerer Fremden, ziemlich spät, doch gut, zu Mittag gegessen, begaben wir uns gegen acht Uhr nochmals auf den Fußweg nach dem Marcusplatze. Wir sahen noch lebhaften Kleinhandels-Verkehr. Eine ununterbrochene, lebhafte Thätigkeit sahen wir besonders in dem offnen Laden eines Federviehhändlers, wo drei Mannspersonen mit rastlosem Eifer einander in die Hände arbeiteten, nicht sowohl um noch die heutige Nachfrage zu befriedigen, als vielmehr für den folgenden Tag Vorrath zum Verkauf zu bereiten. In großer Menge waren Hühner und Hähne, in umgitterten Gefängnissen dicht zusammengedrängt, alle zum nahen Tode verurtheilt ohne Gnade und Barmherzigkeit. Ein Delinquent nach dem andern wurde von dem blutgierigen Scharfrichter ergriffen, abgeschlachtet, und nach vollendeter Verblutung zum Abbrühen hingeworfen. Sein Kollege — als wenn er ein Gesetz auf Erbschaftsstempel geltend zu machen hätte — rupfte der Leiche dann hastig die Federn aus. Hierauf machte der Anatom sich darüber her, und schnitt den Leichnam auf, um Herz und Leber auszubeu-

ten für besonderen Verkauf. Und zuletzt, wenn Alles gereinigt, und jedes Todtengebein in herkömmliche, anständige Form gebracht war, bekam ein Stück neben dem andern seinen Platz auf einem Brett an der Wand hinter dem Verkäufer; und so lagen schon mehrere lange Reihen von appetitlichen Bratpfannen-Kandidaten als fertige Verkaufwaare da. — Diese Gewerbthätigkeit, im offnen Laden, wenigstens dicht an der Straße, da auf den Straßen selbst in Venedig kein Platz dazu ist, wies schon sehr auf italienische Sitte hin.

Anders sah es in den hell erleuchteten Luxus-Läden und Kaffeehäusern aus. Indessen konnte man, auch ohne diese zu besuchen, etwas zur Erquickung bekommen, wie zum Beispiel überzuckerte Apfelsinenstücke, die der umherwandelnde Verkäufer mit einem zugespitzten Holzschnittchen aufspießte und darreichte, ohne daß er sie mit den Fingern zu berühren brauchte.

Der weite Raum des Marcusplatzes war ziemlich hell vom Monde erleuchtet, wobei die alten Prachtgebäude und die nahe große Wasserfläche wieder in besonderem Reiz erschienen. Als ich aber auch dem Monde selbst einmal in das halb erhellte Antlitz sehen wollte, mußte ich den Kopf so stark rückwärts biegen, daß ich fast den Hut verlor, denn

der Mond stand meinem Zenith ungleich näher, als in Deutschland; und schon hieraus hätte ich wieder den Schluß machen können, daß ich der Heimath um ein gutes Stück entrückt sey.

Wir wendeten einen Theil des nächsten Vormittags abermals zum Besuch des Marcusplatzes an, vorzüglich um die vielartigen architektonischen Eigenthümlichkeiten des Dogenpalastes und der anstoßenden Kirche unserm Gedächtniß möglichst tief einzuprägen. Auch von außen ist die Kirche mit Mosaikbildern auf Goldgrund geschmückt, die selbst nach Jahrhunderten aus dem Zerstörungskampfe der Elemente noch viele Spuren ihrer alten Pracht gerettet haben.

Unter dem Eingange zum Hofe des Dogenpalastes sahen wir wieder etwas echt Italienisches: nemlich zwei in freier Luft etablirte Schreiber, nur wenige Schritte weit von einander getrennt, jeder auf einem alten Stuhle sitzend, mit einem schlechten Tischchen vor sich, auf welchem Papier, Dintenfaß, Federn und Federmesser zum augenblicklichen Gebrauch bereit lagen. Der Eine saß in langweiliger Hoffnung auf Beschäftigung, nur dann und wann einen seitwärts schielenden Blick nach seinem glücklicheren Kollegen werfend, der sich eben zu voller

Thätigkeit anschickte. Bei Diesem standen nemlich zwei Frauenspersonen der gemeineren Klasse: eine ältere und eine jüngere, wahrscheinlich Mutter und Tochter. Es war eine Gruppe, die einen hübschen Stoff zu einem interessanten Genre-Bilde gegeben hätte, wie ich ein ähnliches späterhin in Thorwaldsens Sammlung sah. Die Jüngere, welcher wahrscheinlich der Schatz davon gelaufen war, oder doch sein Ehe-Versprechen nicht halten wollte, stand dem Schreiber am nächsten an der rechten Seite des Tischchens, und, ob sie gleich nur dann und wann ein Paar Worte sprach, war ihr doch anzusehen, daß sie die vorzüglich Betheiligte, und die Alte nur zu ihrem Beistand mitgekommen war. Diesen leistete die Alte dann auch in vollem Maße. Sie stand an der Seite des Tisches dem Schreiber gegenüber, und schwatzte mit geläufiger Zunge auf diesen fast ununterbrochen los. Sie trug ihm wahrscheinlich, in sehr buntem Chaos, den ganzen Liebesroman der Tochter und alle Schelmereien und Tücken des Treulosen vor, und warf eine kräftige Phrase nach der andern, und die Kapitulations- oder Entschädigungs-Vorschläge in eifrig strömender Rede hin, um sie von dem Schreiber zu Papiere bringen zu lassen. Man sah, daß die Aufgabe für Diesen nicht leicht war. Mehr mit Lammes Ge-

duld, als mit angestrengter Aufmerksamkeit, schien er nach dem Geschwätz der Alten hinzuhören, das er nur dann und wann durch ein Paar, vermuthlich fragende, ruhige Worte unterbrach. Er hatte die Hand mit der Feder dem Papiere schon sehr nahe gebracht, ja er legte sie mitunter schon auf dasselbe zum Beginnen seines Werkes. Allein wenn er eben die Feder zum wirklichen Schreiben ansetzen wollte, fuhr ihm die Alte immer mit neuer, gesteigerter Beredtsamkeit dazwischen, so daß er den Vorsatz noch nicht ausführen, oder höchstens ein Paar Worte auf's Papier bringen konnte. Immer hatte die Alte ihm etwas Neues oder noch Kräftigeres zu sagen, wonach er hinhören sollte. Zur Abwechselung, oder auch vielleicht weil er sah, daß die Aufgabe für seine Feder immer schwieriger wurde, fing er an, mit dem Messer an ihr zu schnippeln, um sie noch mehr zu dem schweren Dienst vorzubereiten. — Wir konnten das Ende nicht abwarten, so gern ich auch gesehen hätte, wie viele Zeilen der arme Scribent am Ende als Quintessenz des verworrenen Geschwätzes auf's Papier bringen mochte. —

Das Beobachten dieser Scene und noch mancher ähnlichen, veranlaßte mich in Neapel einmal, mich mit so einem Allerwelt-Secretair näher einzu-

lassen, worüber ich weiterhin eine nähere Mittheilung machen werde. —

In der Kirche war eben Chorherren-Gesang mit abwechselndem Zwischenspiel der Orgel zu vernehmen.

Jener Gesang war das gewöhnliche, dem Ohre sehr unerfreuliche Geplärr; und auch das Orgelspiel konnte mich nicht erfreuen, sondern nur in Verwunderung setzen. Es waren Tonsätze, die zu nichts weniger, als zu einer gottesdienstlichen Handlung paßten. Wäre ich mit verbundenen Augen zum Anhören dieser Melodieen geführt worden: so würde ich keinesweges geahnt haben, mich in einer christlichen Kirche — am wenigsten in einer so weltberühmten — zu befinden, denn diese Musik klang zum Theil so durchaus weltlich, daß sie eher zu einer Oper, als zum christlichen Kirchendienst zu gehören schien. — Dies soll, wie man mir späterhin in Rom sagte, in Italien nichts Ungewöhnliches seyn. — Ueberhaupt bin ich weder in Italien noch in Frankreich so glücklich gewesen, in den Kirchen einen musikalischen Genuß zu haben, wie er mir manchmal in protestantischen Kirchen Deutschlands, und ganz vorzüglich in der katholischen Kirche zu

Dresden, und einmal auch in dem Dome zu Köln, auf das ergreifendste geworden ist. — Zu sehen hatte ich auf dieser Reise in den Kirchen genug, ja manchmal übergenug; doch zu hören desto weniger. Um so ungestörter und unzerstreuter konnte ich mich daher auch in der Marcuskirche zu Venedig dem Anschauen der künstlerischen, doch durch Veraltung sehr verdüsterten, Ausschmückung hingeben. — Wir waren durch die Seitenthür am Hofe des Dogenpalastes hineingekommen, und gingen, nach längerem Umschauen, zu der Hauptthür nach der geschmückten Vorhalle, welche an den Marcusplatz grenzt, wieder hinaus, um uns draußen nochmals an den alterthümlichen Architektur-Verzierungen zu erfreuen. Ich glaubte, für immer Alles fest in mein Gedächtniß aufgenommen zu haben, doch thut es mir jetzt sehr leid, mir nicht eine farbige Abbildung, die ich am Fenster eines Bilderhändlers sah, gekauft zu haben. Man sieht zu viel interessante Gegenstände in Italien, als daß nicht — zumal bei einer Reise, die nur wenige Monate dauert — ein Bild das andere in unserm Gedächtniß, wenn auch nicht ganz verdrängen, doch sehr verwischen und nach und nach unklar machen sollte. — Hierin klüger geworden, versäumte ich wenigstens in Rom nicht, mir ein Heft in Kupfer gestochener Ansichten

aus Rom und seinen Umgebungen, für einen billigen Preis zu kaufen. *)

X.

Obgleich erst nur ein paar Tagereisen weit in Italien vorgedrungen, hatte es nicht an Gelegenheiten gefehlt, an Hrn. Nicolai's Jammer- und Anklage-Geschrei erinnert zu werden. Hätte ich sein Buch nicht gelesen gehabt: so würde ich Manches weit weniger beachtet und nicht mit so mißtrauischem Blicke angesehen haben, als es nun der Fall war: namentlich das Bettlerwesen vor den Posthäusern während des Wechselns der Pferde. Der erste April, an dem wir unsern Einzug in Italien hielten, war ein Sonntag. Das gemeine Volk in Italien, das überhaupt gern auf der Straße verweilt, theils seine Arbeit verrichtend,

*) Der Titel lautet: **Raccolta di 50 Vedute antiche e moderne della città di Roma e sue vicinanze etc.** Es ist Querquart-Format. Ein besser gestochenes Heft in größerem Format enthielt weniger Blätter, daher mir jenes doch lieber war. Wir fanden sie bei einem Bilderhändler am spanischen Platze.

theils dem Müßiggange sich hingebend, rechnet es mit zu seiner Sonn- und Festtagsfeier, sich auf den Straßen herum zu treiben, um zu plaudern, zu gaffen und zu erwarten, was der Zufall ihm vielleicht zur Unterhaltung herbei führen werde. Ein ankommender Wagen mit Extrapostpferden, der vor dem Posthause hält, zieht daher ganze Haufen von Müßiggängern herbei, die theils aus Bettlern, theils aus bloßen Gaffern bestehen. Werden die Räder am Wagen geschmiert: so ist dies ein Ereigniß, das von Vielen so aufmerksam betrachtet wird, als ob es etwas ganz Neues wäre, oder als ob man es dem Stallière genau ablernen wolle. Macht man vollends die mindeste Bewegung, als ob man aussteigen wolle: so sind augenblicklich so viele dienstfertige Hände in Bewegung, die Tritte am Wagen niederzuklappen, die Thüren zu öffnen, und Gepäck wegzutragen, daß man nicht wenig abzuwehren hat, die herandrängende Fluth wieder in eine ruhig abfließende Ebbe zu verwandeln.

Dieser erste Tag in Italien, der ein Sonntag war, ließ uns dies Schauspiel also in vollem Maße genießen; und ich kann nicht leugnen, daß der erste Eindruck, den es auf mich machte, ein ziemlich widriger war. Ich erinnere mich eines ähnlichen, sonntäglichen Herbeikommens und Gaffens, als ich

im Sommer 1835, auf dem Wege von Coblenz nach Trier, mit der Eilpost durch das Städtchen Mayen fuhr; doch kam mir die müßige Neugier dort nur lächerlich vor, und brachte wenigstens keinen widrigen Eindruck hervor; denn wenn auch jenes Völkchen größtentheils sehr kleinstädtisch, auch wohl ärmlich aussah: so schimmerte fast durchgehends doch, auch aus der ärmlicheren Bekleidung, etwas Sonntägliches, auf Reinlichkeit haltendes hervor. Dagegen zeigten sich mir an jenem Sonntag in Italien fast auf jeder Station mehr oder weniger zahlreiche Gruppen von Menschen, bei deren Anblick mir immer unwillkürlich das Wort „Gesindel" zwischen die Lippen kam. Die vorherrschende Bekleidung der Männer bestand in groben, mehr oder weniger zerrissenen, braunen Mänteln; und wenn auch ein ehrbarer, ganz rechtlich aussehender Bürgersmann sich dazwischen in seiner sonntäglichen Manchester-Jacke zeigte: so sah auch ein solcher nichts weniger, als sonntäglich geputzt aus, denn die Staats-Jacke war in der Regel so abgeschabt und so verschossen, daß sie fast über und über fahlgrau erschien, und nur hier und da in Falten, und unter den Armen, wo die Sonne weniger hatte einwirken können, ihre ursprüngliche blaue, oder sonstige Grundfarbe zeigte. —

Gleich in der ersten italienischen Stadt bekam aber mein unmuthiges Umherschauen unerwartet einen still belustigenden Gegenstand der Betrachtung. Meine Reisegefährtin machte mich nämlich auf einen jungen, langbeinigen, mit dem Oberkörper schlaff vorwärts gebogenen Kerl aufmerksam, dessen ganze verwahrloste Physiognomie, mit gedankenlos starrenden Augen und einem wahren Scheusal von halb aufgesperrtem, dicklippigem Munde, eins der ärgsten Karrikaturbilder abgab. Mitten zwischen dem unheimlichen, zum Theil widrigen Volk sah ich jetzt nur nach diesem tölpelhaften Maulaffen, und ich hatte Mühe, nicht auffallend zu lachen, und dadurch vielleicht die ganze noble Gesellschaft um unsern Wagen zu beleidigen.

An Bettlern fehlte es gleich auf den ersten Stationen nicht, wenngleich sie weiterhin in Italien sich immer zahlreicher und zudringlicher zeigten. Aber wir machten es uns vom Anfang an zur Regel, nur an Blinde, Alterschwache und zur Arbeit unfähige Verkrüppelte ein Almosen zu geben. Alles gesunde, männliche und weibliche Gesindel, das nur aus Faulenzerei, vorzüglich an den Kirchthüren, bettelte, alle gesunden Mütter, die ihr Kind auf dem Arm zeigten, um eine Prämie für ihre Volksvermehrung einzufodern, alle kleinen

Taugenichtse, die ihre wohl einstudirte, kläglich tönende Beschwörungsformel am still haltenden Wagen hersagten, oder lange Strecken auf den Chausseen neben dem Wagen bald rechts bald links hintrabten, wurden unerbittlich abgewiesen, oder, wenn das nicht half, gänzlich unbeachtet gelassen, bis sie endlich der unnützen Anstrengung müde wurden, und davon abließen. — Wir blieben dieser Regel auf der ganzen Reise getreu. Anfangs wurde es mir mitunter schwer, dem Gewinsel aus dem Munde eines zerlumpten Kindes zu widerstehen, das vor Hunger zu sterben versicherte, und aufs allerchristlichste beschwor, ihm eine kleine Gabe zu geben; aber bald merkt' ich, daß Alles nur die fast allgemein angenommene Bettelformel war: ich ließ mich also dadurch nicht weiter irre machen. Von den Lumpen, mit denen ihre halb nackten, sonneverbrannten Leiber oft behangen sind, darf man sich, je weiter man südlich kommt, desto weniger irre machen lassen. Von den Lumpen Italiens hat man in Deutschland keine Vorstellung. Vieles, was in Deutschland zur Papiermühle geschickt wird, könnte in Italien noch lange am Leibe hängen und flattern. Auf dem Mercato zu Neapel (einem der Haupt-Marktplätze) sahen wir in langen Reihen auf dem Steinpflaster kleine Haufen über einander

geworfener Hemden- und anderer Fragmente, nach denen bei uns ein Armer kaum in der Verborgenheit eines versteckten Trödlers sich umsehn würde, frei und offen zum Verkauf ausbieten. Was für zerrissene und kläglich geflickte Wäsche sah ich in abgelegenen, doch nicht ganz unbesuchten Straßen zum Trocknen aufgehängt! — Das Bettelkind in Deutschland sieht, in Vergleich mit einem italienischen Bettelkinde, in der Regel halb geputzt aus. In Deutschland werden die Kleidungsstücke der Bettelleute doch größtentheils geflickt, und mit aufgenähten Lappen von Leinwand, Kattun, Flanell oder Tuch ergänzt, wenn sich ein Riß oder ein Loch gebildet hat, so daß ein Weibermantel oder ein Mannsrock manchmal eine Musterkarte der verschiedenfarbigsten Stoffe zeigt, aus welcher der ursprüngliche Grundstoff schwer heraus zu finden ist. Wenn auch nicht immer der Sinn für Anständigkeit, so nöthigt schon die nördlichere Lage von Deutschland zur Ausbesserung der zerrissenen Kleidungsstücke, um den Körper möglichst gegen die Unbill eines rauheren Klima's zu schützen. In dem wärmeren Italien hingegen, wo man sich vor kalter Witterung ungleich weniger zu scheuen hat, läßt man, besonders wenn die etwas kälteren Monate überstanden sind, an der leichten, werthlosen Bekleidung gleichgiltig zerreißen, was nicht zu-

sammenhalten will, und nimmt sich sehr selten die Mühe, eine Ausbesserung vorzunehmen. Ruhig läßt man lange Fetzen am Hemde herunterflattern, bis sie vollends abreißen. Ganz nackte Lazzaroni, wie manche Reisende erzählen, habe ich aber nie am Strande, oder sonstwo, liegen sehen. — Eine lustige Brut von zehn- bis funfzehnjährigen Gassenbuben, die eigentlich nicht zum Bettlertroß zu gehören schienen, vertrieben sich vor meiner Wohnung in Neapel häufig die Zeit mit allerlei Springerkünsten, indem der Erste, die Hände gegen die Kniee gestemmt, sich mit der oberen Hälfte des Körpers fast in eine horizontale Lage brachte, der Zweite nun von hinten her auf ihn zugelaufen kam, mit seinen Händen die Schultern des Ersten als Stütze berührte, und dann über ihn hinwegsprang, um in einer Entfernung von zehn bis zwanzig Schritten sich eben so, wie der Erste, hinzustellen, und so einem Dritten zum Springziele zu dienen. So hoppsten ein halbes Dutzend und oft noch mehr solcher flinken Burschen, in immer erneuter Reihenfolge, über einander hinweg, um sich, statt eine Schule zu besuchen, oder zu einem Handwerk vorzubereiten, zu sorglosen Lazzaroni's auszubilden. Dabei konnte es nicht fehlen, daß der Springende manchmal zu kurz sprang, und im gewaltsamen

Hinstreifen über den Gebückten, oder ihn umreißend und mit ihm hinpurzelnd, bald die eignen Hosen, bald das Hemde oder die Jacke des Gebückten schlimm beschädigte. Fast kein Tag verging, ohne daß der Eine oder der Andere auf diese Weise an seiner mürben Bekleidung Havarie erlitt. Besonders der Jacke des größten Bengels wurde sehr schlimm mitgespielt, weil das Springen über ihn hinweg am schwersten war. Die Mittelnath auf dem Rücken, nachdem sie von unten auf den ersten derben Riß erhalten hatte, wurde fast mit jedem Tage immer höher hinauf eingerissen. Nie war am folgenden Tage eine Beschädigung wieder geflickt; und als ich jene Jacke zum letzten Male sah, war die Mittelnath kaum noch ein paar Zoll lang unversehrt, so daß die rechte und die linke Hälfte leicht hin und her flatternd, gar nicht mehr zu einander zu gehören schienen, und einem entzweiten Ehepaare glichen, von dem jeder Theil seiner willkürlichen Neigung folgt, und der völligen Scheidung immer mehr entgegenreift. — Auf dem entferntesten, südlichen Punkte, den wir erreichten — zu Pästum — war die Bettelei am ärgsten. — Als wir noch ein paar Stunden weit davon entfernt waren, begegneten uns einige reitende Polizei-Soldaten mit einem Maulthiere, das zu beiden Seiten einen hölzernen

Kasten trug. Mehrere Landwehrleute, mit Flinten bewaffnet, gingen zur Bedeckung voraus und hinterdrein. Auf mein Befragen, sagte mir der Lohnbediente, den wir aus Neapel mitgenommen hatten, in dem Kasten befänden sich die Steuern, welche von der blutarmen Bevölkerung jener Gegend eingetrieben wären. Daß das dortige Volk sehr arm sey, zeigte sich uns dann auch nur zu sehr. — So lange wir noch zwischen den dortigen Tempelruinen verweilten, und zur Mittagszeit zwischen den Säulen des Neptun-Tempels unsre mitgebrachte kalte Küche verzehrten, waren wir unter der Obhut der Leute, die sich uns als Custoden angeschlossen hatten, und da kamen nur einzelne Kinder, die allerlei Gestein und Stücken alter Töpferarbeit und Münzen zum Verkauf anboten; als wir aber an die Thür des schlechten Gasthofs gekommen und dort zur Abfahrt wieder in unsern Wagen gestiegen waren, wurde der Zudrang von altem und jungem Bettelvolk so arg, daß die Verhandlung wegen Bezahlung der Zeche für den Lohnbedienten fast nicht zu Stande zu bringen war. Da ein Einheimischer, der sich der Reisenden gegen das Bettelvolk annimmt, sonst in der Regel mit wenigen Worten der Zudringlichkeit ein Ende machen kann: so rief ich dem Lohnbedienten in französischer Sprache zu, daß er

uns das Volk, das unsern Wagen zu beiden Seiten dicht umringte, vom Halse schaffen sollte; aber seine Antwort war, daß dies auf dieser Stelle unmöglich sey; und dann wiederholte er, daß hier die Armuth gar zu groß sey. Zur Prüfung, ob dies auch wirklich der Fall sey, hielten wir, nach einiger Geldaustheilung, ein Stück Brodt zum Wagen hinaus, und augenblicklich griffen zehn Hände danach. Wir vertheilten hienach den ganzen Rest unsrer mitgebrachten Vorräthe; und mit der Gier des Hungers in Blick, Miene und Bettelgeschrei, stürzte Alles hinzu, um etwas zu erschnappen. Wir wurden also überzeugt, daß hier wirkliche Noth eine unglückliche Bevölkerung zum Betteln trieb. — Daß aber durchaus nicht immer wirkliche Noth das Betteln veranlasse, wurde mir von wohl unterrichteten Bewohnern Roms und Neapels gesagt; und einmal wurde ich auch durch den Augenschein recht auffallend hievon überzeugt. — Es war auf unsrer Rückreise aus Italien, und, wenn ich nicht sehr irre, sogar im Toscanischen, wo das Betteln, im Vergleich mit dem Kirchenstaat und dem Neapolitanischen, eigentlich sehr mäßig ist, als wir zur Abendzeit, in einer angenehmen, bergigen Gegend, an einem kleinen, einzeln liegenden Hause vorüber fuhren. Ich erblickte durch die offen stehende Thür

auf dem Hausflur zwar keinen der Bewohner, wohl aber einen Tisch von etwa vier bis fünf Fuß Breite und Länge, mit einem reinlichen Tischtuche bedeckt, und mehrere Teller, zum bevorstehenden Abendessen, schon darauf gestellt. Es war mir ein erfreulicher Anblick, der auf Ordnung, Reinlichkeit und auf ein genügendes Einkommen zur Ernährung eines kleinen Hausstandes hinwies. Allein kaum hatte ich meine Reisegefährtin hierauf aufmerksam gemacht, als ein Mädchen von etwa sechs Jahren — zwar schlecht, aber doch nicht in Lumpen gekleidet — aus der Hausthür stürzte, und um eine Gabe bettelte. Obgleich die Mutter schon den Tisch gedeckt hatte, und für das kleine Mädchen gewiß einer der Teller darauf gestellt war, also eben die Abendmahlzeit beginnen sollte, winselte die kleine Bettlerin, wie die allerlumpigsten, die wir gesehen hatten, die gewöhnliche Beschwörungsformel, mit der Versicherung, daß sie vor Hunger sterben müsse, in unzählicher Wiederholung her, und trabte, trotz unsrer wiederholten Abweisung, mit einer so ausdauernden Hartnäckigkeit neben dem Wagen her, wie sie uns fast noch nicht vorgekommen war. Eben weil sie keine wirklich Nothleidende war, mochte sie um so bessere Kräfte haben, eine angestrengte Bettel-Promenade zu machen. Sie ließ ihr Abendbrodt im Stiche,

und stimmte ein Klagelied von Hungersnoth an, wahrscheinlich blos, um zu einer Näscherei ein Almosen zu erjagen! — Eben so ärmliche Gassenbuben, die ich in Neapel zu Dreien und Vieren manchmal ein Spiel mit kleinen hölzernen Kugeln treiben sah, bedienten sich statt dieser einmal sechs sehr großer, schöner Apfelsinen, die sie wahrscheinlich für erbetteltes Geld gekauft hatten. Sicher hatten sie dabei auch versichert, daß sie vor Hunger sterben müßten; und nun kullerten sie die schönen Früchte im Straßenstaube lange herum, ehe sie Lust hatten, sie zu verzehren. — Gern gebe ich also zu, daß es arg mit der Bettelei in Italien ist, und daß sie dem Reisenden oft lästig oder wenigstens unangenehm erscheinen muß; allein so viel Aufhebens davon zu machen, als Hr. Nicolai, muß ich doch für ein Donnerwetter um eines Eierkuchens willen erklären. Die einzelnen Secunden und Minuten, in denen man diesen Belästigungen ausgesetzt ist, verschwinden doch als unbedeutend gegen die Stunden, und halben, auch wohl ganzen Tage, wo man gar keine oder doch nur eine kaum bemerkbare Unannehmlichkeit dieser Art erfährt, und sind daher, wenn man sonst nicht zu sauertöpfischen Ansichten und Klagen geneigt ist, immer sehr bald vergessen. Ich will es auch keinem Reisebeschreiber

verdenken, wenn er die Bettelei in Italien nicht unerwähnt läßt, und sie als eine Schattenstelle in das Bild von Italien mit einträgt; allein immer und ewig darüber zu klagen, und oft so außer sich darüber zu seyn, wie Hr. Nicolai, ist doch gar zu übertrieben, und deshalb dem einen Leser widerlich, dem andern nur lächerlich. Er spricht von Angstschweiß, den ihm die italienischen Bettler ausgepreßt! So möchte allenfalls ein furchtsames Mädchen sprechen, das, einsam auf der Landstraße, oder in einem Walde pilgernd, von Bettelleuten verfolgt worden wäre! Ein ander Mal sagt er: „Reichten doch Worte aus, einen Begriff von der **Höllenqual** zu gewähren, welche die italienischen Bettler verursachen können!" — Wie vergeudet Hr. Nicolai eine Rhetorik, die er nicht effectvoller nöthig gehabt hätte, wenn er von Räubern überfallen, geknebelt, und recht raffinirt gemißhandelt worden wäre! — Wenn er aber klagt, daß er von dem Bettlervolke, bei nicht befriedigendem Almosengeben, laut verhöhnt worden sey: so muß ich annehmen, daß er entweder wieder (pour rendre la chose plus touchante) auf Kosten der Wahrheit übertreibt, oder daß er durch irgend etwas Unangemessenes in seinem Benehmen — wodurch er sich den Leuten lächerlich

Bayerische Staatsbibliothek München

gemacht, oder sie beleidigt — die ehrenrührigen Verhöhnungen selbst verschuldet hat. Ob ich gleich noch einmal so lange in Italien gewesen bin, als Hr. Nicolai, und also viel öfter auf Bettler habe stoßen müssen, als er: so kann ich doch durchaus keine Klage dieser Art führen. Meiner oben erwähnten Regel in Absicht des Almosengebens getreu, habe ich nicht selten zwischen einer Menge von ausgestreckten Händen, nur in die eine und die andere eine Gabe fallen lassen, ohne deswegen von den Unbeschenkten — wenn sie auch unzufrieden seyn mochten — verhöhnt worden zu seyn. Diese schienen vielmehr selbst zu fühlen, daß ich die Hülfsbedürftigsten bevorzugt hatte, und erlaubten sich wenigstens keine Grobheit oder andere ehrenrührige Aeußerung. Nur eines einzigen Kerls erinnre ich mich, der meine zurückweisende Antwort auf seine Bettelei mit einer Art von Fluch oder Verwünschung hinter unserm Wagen her zu erwiedern schien. Allein dergleichen kann man mitunter auch wohl in Deutschland erleben.

Einen andern, unangenehmeren Auftritt mit Gassenbuben, in Neapel, hatte ich mir, durch ein unvorsichtiges Anbinden mit ihnen, selbst zugezogen, wie ich weiterhin mittheilen werde.

Jedenfalls halte ich es für ungerecht, ein strenges Verdammungsurtheil über die Neigung zur Bettelei in Italien auszusprechen. Sie ist zum großen Theil — hier mehr, dort weniger — die Schuld der Regierungen, und der vielen Kloster-Wohlthaten, am meisten aber ganz gewiß die Schuld Derjenigen, die am meisten Ursach haben, sich darüber zu beschweren: — die Schuld der reisenden Ausländer. Hr. Nicolai fragt, wie es komme, daß die italienischen Bettler nie einen Italiener, sondern nur die Fremden anbetteln? Diese Frage ist leicht zu beantworten. Der italienische Bettler weiß, daß ihm der Italiener nichts giebt, daß aber der fremde Reisende leicht in die Tasche greift. Das ist die richtige Erklärung des wunderbaren Räthsels. — Der unbedachtsame, leichtsinnige Geber macht überall unbescheidne Foderer. Der allzu freigebige Almosenspender ist der Hauptbeförderer der Bettelei, und der wohlhabende Reisende ist am meisten geneigt, Almosen zu geben. Zur Untersuchung des wirklichen oder erlogenen Bedürfnisses und der Würdigkeit oder Unwürdigkeit, hat er keine Zeit. Er wirft also in der Regel, ohne weitere Untersuchung, sein Almosen hin. Giebt er Hunderte oder auch Tausende blos zu seinem Vergnügen, oder zur Beförderung seiner Gesundheit,

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

auf einer Reise aus: so läßt er leicht auch dem Bettler eine Gabe zukommen. Die Folgen hievon sieht man in allen Gegenden, die häufig von Reisenden besucht werden; und da ganz besonders in Italien seit langer Zeit eine große Zahl von Fremden, zum Theil mit sehr vollen Beuteln, gereist ist: so hat es nicht ausbleiben können, daß sich dort im Laufe der Zeit eine ganz vorzügliche Bettler-Industrie ausgebildet hat, und daß die Reisenden nicht blos die Domaine der Gastwirthe, der Custoden und Lohnbedienten, der Postillone und Lohnfuhrleute, sondern ganz besonders auch der Betteleute sind. Kommt man in die Schweiz, nach Tirol, und in andere beliebte Gegenden, oder in die Nähe der besuchteren Badeörter, wo keine gehörig gegenwirkende Polizei-Aufsicht ist: so findet sich, in verhältnißmäßigem Maßstabe, die nämliche Erscheinung. Auch Universitätsstädte sind häufig Pflanzschulen der Bettelei, weil es unter den jungen Leuten oft fröhliche Geber giebt, die sich leicht rühren lassen, oder sich einen Spaß machen mit Geldauswerfen unter Knaben, die dafür allerlei unnütze Künste zeigen, oder auch sich darum stoßen, balgen und prügeln müssen. — Herr Nicolai selbst, der Divisions-Auditeur, der gebildete, gefühlvolle Reisende (als wofür er selbst

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

sich ausgiebt) machte sich in Capua einen solchen, nach seiner eignen wohlgefälligen Schilderung, recht roh-burschikosen Spaß, und erwarb sich dadurch die Genugthuung, in seiner Reisebeschreibung berichten zu können, daß man ihn dort, wegen des Geldes, das er zu wiederholten Malen unter den versammelten Pöbel zum Fenster hinaus warf, für einen preußischen Prinzen gehalten habe!! Er selbst gehört also mit in die Klasse der leichtsinnigen Beförderer der Bettelei, auf welche er an vielen andern Stellen seines Buches so vornehm-mürrisch schilt! — Um consequent zu seyn, hätte er wohl Eins von beiden unterlassen müssen: entweder jenen studentischen Spaß, oder dieses zwanzig Mal wiederholte Schelten. — Käme er zum zweiten Male nach Italien, und er theilte, nach meiner oben erwähnten Regel, mit ruhiger, consequenter Festigkeit, nur an jene wahrhaft Hülfsbedürftigen seine Gaben aus: so würde er schwerlich über laute Verhöhnungen zu klagen haben. Ja ich bin überzeugt, daß man, wenn alle Reisenden so verführen, von den gesunden Faulenzern bald nicht mehr belästigt, und auf den Landstraßen nicht mehr von schreienden Kindern hartnäckig begleitet werden würde. —

XI.

Man wirft den Italienern vielfältig Faulheit vor. Es ist nicht zu leugnen, daß es viele Faulenzer in Italien, namentlich in Rom und ganz besonders in Neapel, giebt. Indessen ist nicht Jeder, den man dort, vorzüglich in der Nähe des Strandes, schlafen sieht, ein Faulenzer zu schelten. Er ruht vielleicht eben von einer, im Schweiß seines Angesichts vollbrachten, schweren Arbeit aus. Der flache Korb, der ihm vielleicht zur Lagerstätte dient, deutet sehr oft hierauf hin. So weit meine Beobachtungen reichen, glaube ich im Allgemeinen den so verschrieenen Lazzaroni's nachsagen zu müssen, daß sie, bei aller Liebe zu dem dolce far niente, und trotz ihres vielen müßigen Straßenlebens, doch auch rüstig an die Arbeit gehen, wenn sich Gelegenheit, etwas zu verdienen, findet. Auch ist das gemeine Volk untereinander in der Regel sehr gefällig und dienstfertig. Namentlich wenn ein Postillon oder ein Vetturino einer Hülfsleistung an Pferd oder Wagen bedarf, wird ihm, ohne Auffoderung, von dem Nächsten, der dies sieht, Beistand geleistet, ohne Anspruch auf Dank.

Da die Lazzaroni's und überhaupt die gemeinen Leute nur wenig zu verdienen brauchen, um

ihre geringen Bedürfnisse zu befriedigen: so arbeiten sie zum Theil auch wenig, und sind am wenigsten geneigt, im Voraus für morgen oder gar übermorgen zu sorgen. Doch ist dies nicht mit der ganzen Bevölkerung der Fall. So zum Beispiel bei einem Bau am königlichen Palaste zu Neapel, wozu große Quadern aus grauem Lavastein zugerichtet wurden, sah ich einmal, daß ein, vielleicht kaum zehnjähriger, Knabe seinem Vater sehr fleißig vorarbeitete, wie es mir schien, um noch, weil es eben Sonnabend war, eine bestimmte Aufgabe zu vollenden. Und der Knabe that das, troß seines unreifen Alters, auf eine so geschickte und, verhältnißmäßig, kräftige Weise, daß man wohl sah, er hatte dergleichen schon öfter gethan. — So sah ich auch täglich vom frühen Morgen an unter meinem Fenster nicht allein Erwachsene, sondern auch viele, zum Theil noch kleine Knaben hin und her gehen, um in irdenen Flaschen aus einer nahen Quelle, dicht am Strande, ein beliebtes Mineralwasser zu holen. Sie trugen die Flaschen theils in kleineren oder größeren Körben, theils transportirten sie dieselben auf Eseln, oder kleinen Wagen, gewöhnlich ihrer Zweie vereinigt, um sich einen kleinen Erwerb dadurch zu verschaffen. — Auf jeden Lohnwagen hängt sich ein kleiner Lodderbube, um

mit Auf- und Zumachen der Wagenthür ein oder ein paar Stück Kupfergeld zu verdienen. — Auch wo aufs Unerwartetste sich die Aussicht zeigt, eine Kleinigkeit zu verdienen, wird die Gelegenheit hiezu gewiß nicht unbeachtet und unbenutzt gelassen. Ein Beispiel hievon sah ich am Frohleichnamsfeste in Neapel. Wir ließen unsern Wagen auf einem kleinen, freien Platze halten, von wo wir eine lange, schmahle Straße entlang sehen konnten. Diese sowohl, als auch der vordere Theil des kleinen Platzes waren mit großen Leinwandplanen hoch überzogen, um sie zu überschatten, und fast von allen Balcons hingen rothe, seidene Decken herab, wie es bei allen kirchlichen, auch weltlichen Festlichkeiten (z. B. beim Pferderennen in Florenz) Mode ist. Von jener langen Straße her, und dann an unserm freien Platze vorbei, ging der Weg nach der Kathedrale, von welcher aus die große Procession sich in Bewegung setzen sollte. Reihen von Soldaten hatten die vor uns liegenden Bahnen besetzt, zwischen denen, nach längeren und kürzeren Pausen, in größeren und kleineren Zügen, Mönche verschiedener Orden, andere Geistliche und Laien, Paar und Paar, mit brennenden Kerzen in den Händen, auch vielen Fahnen und Crucifixen, einher zogen, bis endlich das Militair auf die Knieen fiel, als, unter dem

Lärm mehrerer Musikchöre, ein Geistlicher mit einer goldenen Bischofsmütze in der Hand, und dann, unter dem Vortritt vieler blaugekleideter, reich vergoldeter Herren vom Hofe, unter einem hohen und großen, weißseidenen Baldachin, der König daher kam, welchem ein besonderer Haufe Militairs, nebst dem königlichen großen, außen ganz vergoldeten Staatswagen mit sechs Pferden, nebst nebenher gehenden Läufern in blauen Jacken, noch zwei oder drei sechsspännige Wagen folgten. — Diese lange dauernde, bunte Fest-Parade hatte nach und nach immer mehr Schaulustige auf unserm kleinen, freien Platze zusammen gebracht. Und wie ihre Zahl wuchs, fanden sich nicht nur Obst- und Wasserverkäufer ein, und bald hier, bald dorhin ward ein ambulantes Tischchen mit Backwerk gestellt, sondern, so wie der Volkshaufe anfing dichter zu werden, so daß Einer vor dem Andern nicht mehr die vorbeikommenden Züge gehörig sehen konnte, wurden aus näheren und entfernteren Häusern nach und nach, wie das Bedürfniß wuchs, immer mehr Stühle, Bänke, lange Tische und Gestelle mit übergelegten Bretern herbeigeschleppt, und aus dem Stegreif eine Art von Tribüne zu Stande gebracht, die freilich weder regelrecht noch elegant, aber vielen Schaulustigen doch sehr willkommen war, und ihren industriösen

Erbauern eine gute Erndte von Kupferstücken eintrug. — Eine ähnliche, vom Zufall veranlaßte und rasch ausgeführte Speculation habe ich in Deutschland nirgends machen sehen. —

Auch die Handwerker in ihren offenen Läden und Hausfluren, oder auf den Straßen vor ihren Häusern, so wie die Näherinnen und Strickerinnen habe ich immer fleißig die Hände brauchen sehen. Die gemeinen Weiber auf dem Lande und in kleinen Städten spannen in der Regel, nicht blos stehend und sitzend, sondern auch gehend und wohl gar auf Eseln sitzend, Flachs oder Hanf an der Spindel. Eine Frau, die unweit meiner Wohnung in Neapel auf offner Straße einen guten Handel mit Gemüse trieb, benutzte fast jeden freien Augenblick zum Stricken oder Spinnen. — Bei Florenz, auf- und abwärts am Flusse, sah' ich viele männliche Hände mit Steinbrechen, und tausend weibliche mit gröberen und feineren Strohflechtereien beschäftigt; und als wir, auf der Rückreise, Genua hinter uns hatten, sahen wir in den nächsten kleinen Städten eine Menge von Stickerinnen, theils einzeln, theils geschwisterlich, oder nachbarlich zu Zweien, Dreien und Vieren vereinigt, auf schattigen Stellen vor den Häusern, sehr fleißig an ihren Stickrahmen arbeiten. In dem Städtchen Rapello saßen

Mädchen und Frauen, theils einzeln, theils bis zu sieben beisammen, mit Spitzenklöppeln beschäftigt. In den kleinen Orten hinter Genua sahen wir auch Baumwolle spinnen, Spitzen und Filet machen; anderwärts viele Töpferarbeit, auch Bauen an kleinen Schiffen — kurz, einen weitverbreiteten, sehr regen Fleiß. —

Was den Feldbau betrifft, so giebt es auf den Apenninen freilich viele lange Höhenzüge, die nicht die mindeste Spur von Cultur zeigen. Größtentheils ist hieran wohl eine unverbesserliche Unfruchtbarkeit des Bodens Schuld; oder es treten, an besseren Stellen, auch andere, schwer zu beseitigende Hindernisse in den Weg, wie es auch in Deutschland an nicht wenigen Stellen der Fall ist. — An fleißigen Bearbeitern würde es sonst wohl nicht fehlen; denn die tiefer liegenden Gegenden, mit Ausnahme der Campagna von Rom und der pontinischen Sümpfe, wo fast nur Graswuchs (aber zum Theil ein sehr üppiger) zu sehen ist, geben Zeugniß von einer sehr sorgfältigen Betriebsamkeit des italienischen Landmanns. Nicht blos in der Lombardei, in Toscana, und in der terra di lavora diesseit Neapel, sondern auch jenseit Neapel, nach Pästum hin, habe ich die schönste Cultur des Bodens gesehen. Es ist daher ein sehr schiefes Urtheil von Hrn. Nicolai,

wenn er erst bei Massa, bestochen durch Weinlaubgänge und mit Farben angestrichene Häuser, die Belobung ausspricht: „Die nordwestliche Seite Italiens zeigt wirklich Kultur.“ — Freilich kommen Boden und Klima in den meisten Gegenden dem Landmann sehr zu Hülfe, so daß er auf zweifache und dreifache Art im Jahre Ertrag gewinnen kann. Allein um dies zu können, muß er auch zwei- und dreifach säen, pflanzen und erndten, also sehr im Schweiße seines Angesichts den Segen seines Feldes erwerben. — Die Felder, welche ich sah, zeigten eine sehr sorgfältige Behandlung. Bis gegen Pästum hin waren namentlich die Maispflanzungen in langen, gleich weit von einander abstehenden Reihen auf das Regelmäßigste geordnet, und wurden durch Behacken von allem Unkraut rein erhalten. Ich erinnere mich überhaupt nicht, Kornfelder voll Unkraut gesehen zu haben, wie es in Deutschland nicht selten der Fall ist. —

Gemüsegärten habe ich in Florenz und Rom nicht gesehen; wenigstens erinnere ich mich ihrer nicht mehr. Bei Neapel aber und auf sardinischem Gebiet sah ich den Gemüsebau in bester Ordnung betrieben. Ueberall — oft auf sehr kleinen Gemüsegärten — waren Brunnen angelegt, aus denen, mittelst eines Räderwerks, das, bei größeren An-

lagen, durch Pferde in Bewegung gesetzt wurde, das Wasser herauf gezogen, und dann in Rinnen und Furchen nach allen Seiten hin geleitet wurde, so daß durch reichliche Bewässerung auch auf weniger günstigem Boden und in der heißen Jahreszeit eine sehr üppige Vegetation zu sehen war. —

Der Weinbau liefert in Italien einen reichen, zum Theil trefflichen Ertrag; allein er ist dort, in mancher Beziehung, auf großen Strecken weit beschwerlicher zu betreiben, als in andern mir bekannten Ländern. In Deutschland bindet man, ohne Beschwerlichkeit, die Reben an kurze Pfähle, so auch zum Theil in Frankreich und Ungarn; doch habe ich in Burgund sehr viele Weingärten gesehen, wo die kurzen Reben gar keines Anhalts bedurften, und in Ungarn fehlte es nicht an Weinpflanzungen verstockter Magyaren, die aus Nationalhochmuth und Liebe zum alten Schlendrian das bessere Beispiel der eingewanderten Deutschen nicht nachahmen wollten, und ihre lang aufgeschossenen Reben theils in der Luft schwanken, theils in wilder Unordnung auf dem Boden liegen und vom Winde hin und her treiben ließen. In der Umgegend von Rom werden die Reben meistentheils an Rohrstäbe gebunden, was auch ohne große Mühe geschieht; allein auf großen Strecken Italiens läßt man die Reben

zwanzig, dreißig, vierzig Fuß lang, ja oft wohl noch länger, wachsen, bindet sie mitunter an hohen Stangen, meistentheils jedoch an mehr und weniger hohen Bäumen an, und zieht sie von einem Baume zum andern hinüber, daß sie in langen Guirlanden, zehn bis funfzehn Fuß hoch, über den Fruchtfeldern aller Art schweben. Dieses vielfache Festbinden der vielen, oft zu einem einzigen starken Weinstock gehörenden Reben muß auf Leitern und Leitergestellen geschehen; eben so das Einsammeln der Trauben; und beides ist also mit ungleich größerer Beschwerde verbunden, als das Anbinden und Abpflücken, was anderwärts der Arbeiter, bequem auf dem Boden stehend, verrichtet. — Es ist mithin eine wirklich große Ungerechtigkeit, wenn man den Italienern im Allgemeinen Faulheit vorwirft. Feld- und Weinbau wenigstens zeugen dort von einer sehr rühmlichen und ausdauernden Betriebsamkeit des Landvolks. —

XII.

Ich kann nicht unerwähnt lassen, daß Hr. Nicolai sich mit seinen Verdammungsurtheilen über die Bewohner Italiens auch einmal in eine höhere — in die wissenschaftlich-literarische Region versteigt. Er sagt, es sey, leider, nur zu wahr, daß man in ganz Italien vergeblich nach wissenschaftlicher Erhebung suche, und nehme man ein wissenschaftliches Werk der neuern Italiener zur Hand: so vertrete Charlatanerie darin die Stelle der Gründlichkeit! — Wärlich, so läßt sich Hr. Nicolai vernehmen! Ich selbst habe es gelesen, und kann es also bezeugen. — Welch einen Anstrich von Gelehrsamkeit, von vollständiger Sprachkenntniß, und gründlicher, wissenschaftlicher Forschung weiß er sich da mit wenigen, leichten Federstrichen zu geben! — Allein er muß doch auf sehr einfältige Leser gerechnet haben, als er diese Stelle niederschrieb. Wer Hrn. Nicolai ein wenig schärfer in's Auge faßt, kann über jene Aeußerung doch nur lachen oder die Achseln zucken. Hr. Nicolai mag mit allen Ehren auf seiner amtlichen Stelle stehn, und in Musiksachen, vermöge seines glücklichen Talents und seiner erworbenen musikalischen Kenntnisse, wohl zum Mitspre-

chen und Beurtheilen befugt seyn; allein woher hat er sich denn eine solche Kenntniß der neueren wissenschaftlichen Literatur Italiens erworben, daß er so dictatorisch darüber absprechen kann? In seiner Heimath schwerlich. Seine amtliche Stellung bietet ihm keine Veranlassung dazu, wenn sie ihm auch hinlänglich Zeit dazu lassen sollte. Und welche besondere wissenschaftliche Richtung hätte ihn wohl getrieben, sich in der italienischen Literatur gehörig umzusehn, um darüber so entschieden absprechen zu dürfen? Wie hat er sich in Berlin die Hülfsmittel dazu verschafft? Seit wie lange ist er der Sprache mächtig genug, um sich gründliche Kenntniß von der neueren wissenschaftlichen Literatur der Italiener verschafft zu haben? — Oder will er sich diese Kenntniß in Italien verschafft haben? Allein wie hätte er auf seiner zweimonatlichen Galoppreise hiezu wohl die Zeit gefunden? Welcher Gelehrte oder welcher Buchhändler in Venedig, in Florenz, in Rom, in Neapel oder in Genua hat ihn im Fluge mit einer gehörigen Zahl von neuern wissenschaftlichen Werken versorgt, um ihn urtheilsfähig über die italienischen Schriftsteller zu machen? Woher hätte er die Zeit hiezu genommen, da er in Florenz, Rom und Neapel sich selbst in Absicht der Kunstsammlungen, nur auf einen kaum nothdürftigen

Besuch beschränkte, und Vieles höchst Interessante ganz unbeachtet ließ? — Hrn. Nicolai's Buch giebt keine Antwort auf diese Fragen! Er, der sonst so gründliche Reisebeschreiber, der uns von jedem Floh, der ihn gestochen, von jedem Bettler, der ihn angeschrieen, von jedem Vorzeigen seines Passes, worüber er sich geärgert, von jedem Zank mit Posthaltern, Postillonen, Douanier's und Wirthshaus-Aufwärtern, erzählt, der alle genossenen Speisen vor seinen Lesern aufs Unappetitlichste wiederkäut — er erwähnt in seinem ganzen Buche nicht eines Gelehrten, dessen Bekanntschaft er gemacht, nicht eines Buchhändlers, der ihn mit wissenschaftlichen Büchern versorgt, und nicht einer Stunde, in welcher er den Studien der neuern wissenschaftlichen Werke der Italiener obgelegen. — Was er seinen Lesern hier im Tone eines eignen, durch gehörige Kenntniß der neuern italienischen wissenschaftlichen Literatur begründeten Urtheils vorschwatzt, ist also nichts als die Klugthuerei eines Papagei's, der Andern eine aufgeschnappte Phrase nachplappert. Indem er die italienischen Schriftsteller zu beschimpfen sucht, macht er sich selbst also vor jedem verständigen Leser nur lächerlich. — Kann er das Gegentheil beweisen, und auf überzeugende Weise darthun, daß er wirklich die gehörige Kenntniß der neuern italienischen

Literatur besaß, um ein solches Urtheil selbstständig zu fällen, und kann er glaubhaft die von ihm gelesenen Werke nenn en, welche sein Verdammungsurtheil begründeten: so verpflichte ich mich hiemit im Voraus zu einer widerrufenden, öffentlichen Ehrenerklärung für ihn. Kann er das aber nicht: so habe ich seine strenge Gelehrtthuerei mit Recht nachplapperndes Papageien-Geschwätz genannt; und der Vorwurf der Charlatanerie, den Andre — das heißt: gut unterrichtete Gelehrte — vielleicht dem und jenem italienischen Schriftsteller machen könnten, ist in seinem Munde nur das unbesonnene Bekenntniß seiner eignen Charlatanerie. —

Doch nicht allein an dem jetzigen, sondern auch an dem uralten Italien sucht Hr. Nicolai zum Ritter zu werden. Vorzüglich die armen Pompejaner kommen sehr schlecht weg bei ihm. Zuerst ist er wieder schrecklich enttäuscht durch die Engigkeit der Straßen und die Kleinheit der meisten Häuser und Zimmer. Schon zu Herkulanum „griff diese Enttäuschung mit scharfen Krallen in seine Brust!!" Er meint, wer mit den Klassikern in der Hand erzogen worden, wer die Alten aus ihren Büchern und Thaten liebgewonnen, der mache sich ein glänzendes Bild von ihrer Größe

— wer außerdem die Trümmer des Kolosseums gesehen, der wähne, eine aufgegrabene Stadt des Alterthums müsse überall den Stempel der Größe an sich tragen u. s. w. So ist der klassisch gebildete Mann auch hier von großen Gedanken an der Nase herum geführt, und erndtet nichts als Verdruß davon! — Noch ungleich schlimmer geht es ihm aber mit seinem sittlichen Gefühl, das er durch mehrere obscöne Malereien, Marmor- und Bronce-Arbeiten aus Pompeji aufs Empfindlichste verletzt fühlt. Beides zusammenfassend — die Kleinheit der Wohnungen und das Unsittliche in manchen Verzierungen derselben — thut er den Ausspruch: daß man glauben möchte, ein Geschlecht von lüderlichen Pygmäen habe hier gewohnt! — Mit allem schuldigen Respect gegen Hrn. Nicolai's sittliches Gefühl, muß ich aber doch der Meinung seyn, daß es sittlicher gewesen wäre, damit nicht so an die große Glocke zu schlagen, sondern es still in seinem Busen zu bewahren, ohne Geschwätz davon. Jene anstößigen Gegenstände werden in Neapel in einem besondern Kabinet aufbewahrt, das nur auf eine Erlaubnißkarte aus dem Secretariat des Ministeriums des Innern geöffnet wird. Diese Karte sagt ausdrücklich, daß Damen und junge Leute nicht hinzugelassen werden sollen. Dies ist decent.

Wenn Hr. Nicolai aber in einem Buche, das für ein gemischtes Publikum, ja fürs Volk geschrieben ist, mit noch so schöner Geltendmachung seines sittlichen Gefühls, darüber hin und her schwatzt: so ist das nicht decent. Drängte es ihn gar zu sehr, seine desfalsigen Empfindungen laut werden zu lassen: so hätte er es in einer lateinischen, antiquarischen Abhandlung, oder in einem andern gelehrten, nicht für ein gemischtes Publikum bestimmten, Werke thun sollen. — Wollte er dies etwa noch thun: so könnte ich ihm mit interessanten Notizen aus der Kunstgeschichte der Chinesen unter die Arme greifen, die ihn vielleicht mit den Pompejanern versöhnen würden. — „Ländlich — sittlich" ist ein alter Erfahrungssatz. Was hier anstößig ist, ist es dort nicht. Ein ehrbarer Türke hält es für anstößig, daß unsre christlichen Frauen Jedermann unverschleiert ihr Gesicht sehen lassen, und findet es der Würde des Mannes unangemessen, sie für etwas Anderes, als ein untergeordnetes Spielzeug zu halten. — Wie aber ein Mann, der mit den Klassikern (doch wohl griechischen und lateinischen) in der Hand erzogen wurde, der hier selbst den Properz citirt und den Aristophanes kennen muß, darüber so empfindlich berührt sein kann, daß die Alten, wie im Wort, so auch im Bild, ungleich

weniger streng waren, als wir es sind, ist kaum zu begreifen, wenn man nicht annehmen will, daß es Hrn. Nicolai nur darum zu thun war, bei dieser Gelegenheit einige sittliche Phrasen anzubringen. —

XIII.

Aber Hrn. Nicolai's Buch hat sich mir auf meiner Reise doch ein paar Mal als ein wirklich brauchbares bewährt. Ich habe mir nämlich den Spaß gemacht, es hier und da in den Gasthöfen, wo ich eine Betrügerei oder Prellerei fürchtete, mit recht ernsthaftem Gesicht als einen Popanz zu brauchen, durch den ich Gastwirthe und Diener in Furcht und Schrecken zu setzen suchte. Als der Eine, der schon davon gehört haben wollte, sich eine spöttische Miene erlaubte, fuhr ich ihm tüchtig auf den Pelz, und sagte ihm, er solle hübsch Respect haben vor einem deutschen Schriftsteller, der zehnmal klüger sey, als alle andern, die bisher über Italien geschrieben hätten! Hiedurch wurde er dermaßen verblüfft, daß er mit offen stehendem Munde Hrn. Nicolai auf einmal zu verehren schien. — Ich

habe zu Hrn. Nicolai's schriftstellerischer Berühmtheit in Italien also wesentlich beigetragen. — Den Ignoranten, die gar nichts von der deutschen Literatur zu wissen schienen, sagte ich, daß ein gewisser Hr. Nicolai in Deutschland sich durch eine Reisebeschreibung berühmt gemacht, in welcher er eine Menge von italienischen Schelmereien aufgedeckt habe; daß durch ihn erst den Deutschen das rechte Licht über Italien aufgegangen sey; daß durch seine Berichte schon manche Reiselustige rappelköpfisch geworden, und anstatt von Mailand bis Neapel zu wahlfahrten, sich schnell rechts um, nach dem südlichen Frankreich gewendet hätten; daß immer weniger Deutsche nach Italien kommen würden, wenn sich die italienischen Vampyre nicht bekehrten; daß ich selbst vielleicht in Hrn. Nicolai's Fußtapfen treten, und es in ganz Deutschland bekannt machen werde, wenn man sich durch Prellereien auch an mir versündige, wie an Hrn. Nicolai; und daß, wenn diese deutschen Denunciationen erst ins Englische übersetzt wären, und Hrn. Nicolais Bildniß in London von einem geschickten Künstler in Stahl nachgestochen seyn werde, auch die Engländer mit ihren schweren Geldbeuteln wegbleiben, und, anstatt sich den Vesuv hinauf schleppen zu lassen, sich von Hrn. Nicolai auf den Templower Berg bei

Berlin, von seinem Leipziger Verleger auf den dortigen Schneckenberg, und von mir nach dem Hamburgschen Tivoli und Collosseum, würden führen lassen, wobei ich noch besonders geltend machte, daß man in dem Hamburgschen Tivoli den ganzen Sommer hindurch könne im Freien Komödie spielen sehen, und daß man in dem Hamburgschen Colosseum den ganzen Winter hindurch tanzen könne, und zwar beides zu sehr mäßigen Preisen. — Das blieb nicht ohne Wirkung; und das starre Entsetzen, mit welchem mancher arme Teufel diese drohenden Prophezeiungen anhörte, zeigte unverkennbar, daß er für Italien zitterte, und war in der That eine schöne Apotheose für Hrn. Nicolai, und müßte ihn in Entzücken versetzt haben, wenn er sie mit angesehen hätte.

Den ersten, leichten Versuch dieser Art machte ich mit dem Cameriere in Verona. Ich hatte nämlich dort noch um Mitternacht nach Deutschland geschrieben; am andern Morgen war vor unsrer Abreise die Stunde zur Briefannahme auf der Post noch nicht gekommen; ich mußte meinen Brief also dem Cameriere zur Besorgung nach unserer Abreise anvertrauen. Da ich ihm hiezu aber auch das Postgeld bis zur Grenze geben mußte, und ich, nach Hrn. Nicolai's Klagen über die Geldgier und

Betrügerei solcher Patrone, wohl fürchten konnte, daß mein Postgeld vielleicht, sobald ich Verona verlassen, für gute Prise erklärt, und mein Brief, anstatt nach Deutschland, zum nächsten Feuerheerde befördert werden würde: so beunruhigte mich dieß, und ich wußte mir nicht besser zu helfen, als daß ich dem Cameriere eine Ermahnungsrede hielt, wozu ich den Text aus Hrn. Nicolai's Buche zum Grunde legte. — Nach wenigen Wochen erhielt ich Antwort auf jenen Brief. Er war also ordnungsmäßig mit dem Gelde auf die Post gegeben worden. Nun könnte ich, unter andern Umständen, wohl geneigt seyn, dies blos der angebornen Ehrlichkeit des Cameriere zuzuschreiben; allein Hrn. Nicolais Buche zu Ehren, und um mir nicht zu sagen, daß meine Rede überflüssig gewesen sey, schreibe ich bloß dieser die pflichtmäßige Besorgung meines Auftrags zu. —

Bei der Abreise von Verona streckte sich, bis der Postillion die Pferde antrieb, eine Hand nach der andern zum Empfang eines Trinkgeldes aus. So auch in Mestre, beim Transport unsers nöthigstens Gepäcks nach der Regierungsbarke, in welcher wir nach Venedig fuhren, fehlte es nicht an Dienstfertigen, die unverlangte Hülfe leisten wollten, um

ein Trinkgeld zu erschnappen. So arg, wie Herr Nicolai es schildert, war es indessen nicht. Er erzählt, daß sich zwanzig Hände ihm entgegengestreckt, und, trotz seines Zurückweisens, ihm mit thierischer Wildheit die Sachen entrissen hätten. Er sagt, es lasse sich nicht beschreiben, wie sehr er und seine Reisegefährten geplündert und gemißhandelt worden, und daß (mit Einschluß von sechs Männern auf der Barke) wenigstens an funfzehn Personen habe Trinkgeld ausgetheilet werden müssen. Er sagt, man solle doch nicht glauben, daß man so was verhindern könne. Er versichert, es wäre unmöglich gewesen, das zudringliche Volk abzuwehren, denn das müßig gaffende Volk betrachte den angekommenen Fremden mit wilder Frechheit, verhöhne ihn laut, wenn er sich irgend eine Blöße gebe, und würde sogleich Partei gegen ihn nehmen, wenn er sich der Willkür Einzelner nicht fügen wolle!! — Hienach sollte man glauben, daß Hr. Nicolai zwischen lauter Raubgesindel und halbe Menschenfresser gerathen sey. Aber hier muß ich wieder sagen: er übertreibt entweder abermals sehr, oder er fing es auch hier nicht richtig an, die Zudringlichen los zu werden. Nur darin gebe ich ihm Recht, daß man sich hüthen muß, Blößen zu geben, wie er es, laut seiner

eignen Berichtes, freilich mehr als einmal gar sehr gethan. —

Meine Erfahrungen in Mestre waren anders. Als dem Gastwirth unser Wagen übergeben war, wollten zwar auch mehrere unberufene Dienstfertige unser Gepäck erschnappen; allein ich litt es nicht, ohne daß ich deshalb verhöhnt worden wäre. Ich trug einem dienstfertigen Lohnbedienten auf, einen Mann mit einer Karre anzunehmen. Dies geschah; der Lohnbediente begleitete uns, und nahm uns noch einige Kleinigkeiten, die wir selbst tragen wollten, auf eine höfliche Weise ab. An der Barke angekommen, hatte ich also für den Transport unserer Sachen, nicht neun Menschen, wie Hr. Nicolai gethan haben will, sondern nur zweie zu bezahlen; und das Zwanzigkreuzer-Stück, was ich Jedem von ihnen gab, stellte sie vollkommen zufrieden. Dem sogenannten Stalliere auf der Barke gab ich dann ein Zehnkreuzer-Stück. Die Bezahlung der vier Ruderer versparte ich bis zum Gasthofe in Venedig. — Hr. Nicolai meint, es wären nicht vier, sondern nur zwei Ruderer nöthig. Dies ist aber wieder ein ganz unüberlegtes Urtheil. Bei einem eintretenden Gegenwinde würden zwei Menschen nicht im Stande seyn, die überbaute Barke gehörig zu regieren. —

Als wir von Venedig zurück nach Mestre kamen, boten sich am Ufer freilich auch wieder mehrere unverlangte Helfer an, und ich hatte diesmal keinen Lohnbedienten zur Seite, der mich bei der Abwehrung derselben unterstützte. Doch bestand ich den Kampf auch allein so gut, daß ich, außer dem Karrenschieber, den ich wieder mit einem Zwanzigkreuzerstück bezahlte, nur noch einem unnützen Helfershelfer ein Zehnkreuzerstück zu geben brauchte, ohne mich über irgend eine Verhöhnung beklagen zu dürfen. —

XIV.

Es würde mir nicht einfallen, diese kleinen Details öffentlich mitzutheilen, wenn ich nicht hoffen könnte, gerade hiedurch am Treffendsten Hrn. Nicolai's abenteuerliche Schilderungen und Beschwerden in ein richtiges Licht zu stellen. Auf diese Weise allein, glaube ich, der allzu schlimmen Meinung, welche Hr. Nicolai auch in obiger Beziehung über Italien zu verbreiten sucht, recht überzeugend entgegen zu wirken, und manchen sonst Reiselustigen, der sich von ihm könnte ver-

schüchtern lassen, zu einem richtigeren Urtheil, sowohl über den schriftstellerischen Ankläger, als auch über das verklagte Volk, zu leiten, damit er sich von Jenem nicht irre führen, und gegen dieses nicht mit einem verschüchternden und freudestörenden Vorurtheile erfüllen lasse. — Ich halte es daher für angemessen, noch einige Mittheilungen ähnlicher Art zu machen, die manchem künftigen Reisenden vielleicht als nützliche Winke für sein Verfahren in ähnlichen Fällen dienen können.

Als bei unserer Ankunft im Gasthofe zu Venedig unser Gepäck auf die Zimmer gebracht war, und die Ruderer heraufgerufen werden sollten, um nicht allein die Bezahlung für Barke und Ueberfahrt, welche postmäßig die Regierung bezieht, sondern auch ihr Trinkgeld zu empfangen, fragte ich den ersten Cameriere nach den Preisen. Als es hernach aber zur Bezahlung kam, wollten sich die Leute mit Dem, was mir der Cameriere, wie halb ungewiß, angegeben hatte, nicht begnügen. Ich mußte ihnen als Trinkgeld acht Zwanzigkreuzerstücke geben (für Jeden zwei Stück), denn der Cameriere wollte nicht merken lassen, daß er mir schon geringere Preise angegeben, und gab also eine ausweichende Antwort, als ich ihn jetzt auffoderte, seine Meinung zu sagen. Ich wurde hiedurch irre, und

glaubte fast, daß er nicht ordentlich Bescheid gewußt habe; doch fiel mir bald ein, daß er sich die Ruderer nicht habe zu Feinden machen wollen, aus Furcht, daß sie sonst vielleicht den Fremden abrathen würden, in diesem Gasthofe einzukehren. Als daher die Zeit unsrer Abreise aus Venedig gekommen war, machte ich bei diesem Cameriere, der übrigens ein freundlicher und gewandter Mensch war, meinen Hauptversuch, mit Nicolaischen Anklagen einen Effect hervorzubringen. Er schien durch die Vorstellung, daß die Ausländer endlich alle Lust verlieren würden, nach Italien zu reisen, wenn man fortführe, sie so arg zu rupfen, wie es bisher geschehen sey, ganz betroffen zu werden; und er versicherte, daß wenigstens hier im Hôtel d'Europe zu Venedig dergleichen Ungebührlichkeiten nicht vorfielen. Bald darauf brachte er auch eine Rechnung, über die nicht zu klagen war, und sagte mir, daß ich fest dabei beharren solle, bei der Landung in Mestre den Ruderern nicht mehr als sechs Zwanzigkreuzerstücke zu geben, womit sie sich nachmals auch wirklich begnügten, indem sie sahen, daß ich nun Bescheid wußte, und mich durch ihre versuchte Steigerung nicht irre machen ließ. — Noch frisch im Gedächtnisse die mehrfachen Trinkgeld-Ansprüche habend, welche wir bei der Abreise in Verona zu

befriedigen hatten, und eingedenk der übertriebenen Trinkgelder in den Wirthshäusern, von welchen Hr. Nicolai berichtet, sagte ich zuletzt noch dem Cameriere, die vielfachen Betteleien bei der Abreise wären mir unausstehlich, er selbst möge mir also eine angemessene, weder knauserige, noch übertriebene, runde Summe bestimmen, womit alle Trinkgelder ohne Ausnahme im Hause abgemacht wären, so daß unsre Sachen alle hinab in die Barke geräumt würden, ohne daß noch irgend Einer die Hand nach dem kleinsten Geschenk ausstrecken dürfe. Ich führte ihm hiebei an, daß in einem sehr guten Gasthofe zu Rotterdam, wo ich logirt, der Wirth gleich eine mäßige Summe als Trinkgeld für die Dienerschaft mit in der Rechnung aufgeführt, und daß dann, bei der willfährigsten Bedienung, Niemand im Mindesten Anspruch auf noch eine Gabe gemacht habe. Dies schien dem Cameriere selbst als eine gute Einrichtung einzuleuchten — wenigstens that er so — und nach einigem bescheidenen Complimentiren, bestimmte er die — für zwei Nächte und Tage von zwei Personen zu bezahlende — unerwartet mäßige Summe von zwei Gulden (sechs Zwanzigkreuzerstücken) als runde Abfindungssumme mit ihm selbst und mit der ganzen übrigen, zahlreichen Dienerschaft des Hauses. Ich

gab sie ihm ohne Widerrede; unsre Sachen wurden rasch hinunter nach der Barke getragen; Jeder zeigte sich auch jetzt höflich und dienstfertig, wie bei unsrer Ankunft; und auch nicht eine Miene oder Hand machte noch einen Anspruch auf eine Gabe. Ich sagte zum Abschiede dem braven Rudolph (so hieß der Cameriere), daß ich sein rechtliches Benehmen zu rühmen wissen werde; und so thue ich es dann auch hier noch in der Heimath mit gebührender Anerkennung.

In Rom fielen dergleichen Verhandlungen weg, weil wir dort nicht in einem Gasthofe, sondern in einem Privathause logirten, und uns also blos mit unserm Lohnbedienten und der Magd unsers Wirths abzufinden hatten. Hingegen in Neapel, wo wir im Hôtel de Russie, einem sehr guten Gasthofe, vom zwölften Mai bis zum zwanzigsten Junius (also reichlich sechstehalb Wochen) logirt hatten, und — ohne das Küchen-Personale mit zu rechnen — von sechs männlichen Domestiken bedient worden waren (denen sich noch ein oder zwei Facchini's beim Hinabtragen unsrer Koffer nach dem Wagen, der uns abholen sollte, angeschlossen haben würden, wie es gewöhnlich in den größern Gasthöfen geschieht), und wo ich von Jedem einen besonderen zudringlichen Anspruch bei der Abreise zu fürchten hatte, suchte

ich mich wieder im Voraus gegen solche Belästigungen zu verwahren. Als ich am Abend vor der Abreise dem verschmitzten Stellvertreter der Besitzerin des Hauses — Monsieur Charles — (der sich gewöhnlich maitre de la maison nennen ließ) die Schlußrechnung bezahlte; erklärte ich auch ihm, daß ich die vielfache Bettelei bei der Abreise nicht haben, sondern ihm eine runde Summe, zur verhältnißmäßigen Vertheilung unter die gesammte Dienerschaft des Hauses geben wolle. Er ging ohne Einwendung auf diesen Antrag ein; als ich ihn aber auffoderte, mir ohne Rückhalt zu sagen, wie groß diese Summe seyn solle, versicherte er wiederholt, daß dies ganz von unsrer Güte abhänge. Da keine andre Erklärung von ihm zu erhalten war: so blieb nichts übrig, als daß ich mit einem bestimmten Anerbieten herausrückte. Ich fragte ihn also, ob er acht Piaster (deren etwa 4⅓ auf einen Napoleon d'or gehen) für eine angemessene Summe halte? Ich erwartete hierauf ein höfliches Achselzucken, als Verneinung, und war der Meinung, daß ich noch mindestens vier Piaster werde zulegen müssen. Allein zu meiner großen Ueberraschung erwiederte er, ohne Zögern und mit einer verbindlichen Verbeugung, daß er dies Anerbieten im Namen der ganzen Dienerschaft dankbar an-

nehme, nur möge ich dem Portier des Hauses, der zu jenen nicht gehöre, noch ein besondres Geschenk, von einem Piaster, machen, was ich ebenfalls nicht anders, als billig, finden konnte.

Daß auch die Dienerschaft, obgleich ein paar eingebildete, vornehmthuende Gelbschnäbel dazwischen waren, denen ich manchmal eine derbe Wahrheit sagen mußte, um sie im rechten Geleise zu erhalten, mit jenem Trinkgeld vollkommen zufrieden war, davon erhielt ich noch vor dem Schlafengehen einen überzeugenden Beweis. Der Cameriere, welcher das Bettmachen und Reinigen der Zimmer zu besorgen hatte, brachte mir, wenn ich mich niederlegen wollte, eine Nachtlampe, und zog mir die Stiefeln aus. Als ich ihn an jenem letzten Abend herbei geklingelt hatte, bat er um ein Geschenk. Ich sagte ihm freundlich, daß ihm dies nicht entgehen werde, daß ich mich aber nicht darauf einlassen wolle, Einzelnen zu geben. Nun wäre ich zwar wohl geneigt gewesen, Diesen mit am Besten zu bedenken, weil er uns nie Veranlassung zur Unzufriedenheit gegeben hatte. Allein sobald ich mit ihm eine Ausnahme gemacht hätte, wäre meine ganze, mit Herrn Charles gehabte Verhandlung zu einer Thorheit geworden, und die Andern würden dann ebenfalls um Extra-Geschenke gebettelt haben, oder

wegen der Bevorzugung des Einen unwillig geworden seyn. Ich mußte ihn auf seine wiederholte Bitte also nur auf Hrn. Charles verweisen, durch den Jeder das ihm zukommende Trinkgeld erhalten würde. Schon hatte der Sollicitant sich gebückt, um mir die Stiefeln auszuziehen, allein sobald ich ihm jene Worte erwiedert hatte, richtete er sich unwillig auf, und ging zur Thür hinaus, ohne mir den gewohnten Dienst zu leisten. Aufgebracht über diese Impertinenz, zog ich heftig an der Klingel, und da nicht gleich Jemand erschien, ging ich rasch auf den Vorsaal hinaus, und rief nach einem andern Cameriere. Nun eilten ihrer Zwei herbei. Ich sagte, sie sollten mir sogleich Hrn. Charles rufen, weil ich ihm sagen müsse, was mir eben begegnet sey. Sehr betroffen fragten sie, was es wäre, und sagten dann mit mißbilligendem Tone, daß der Weggelaufene gleich kommen und seine Schuldigkeit thun solle. Ich erklärte, daß ich diesen Grobian nicht wieder sehen, sondern Hrn. Charles sprechen wolle, dem ich bereits das Trinkgeld für die gesammte Dienerschaft eingehändigt, und daß Dieser die erhaltene Summe als vollkommen hinreichend angenommen habe. Hierauf wurden diese beiden Patrone, die sonst mitunter etwas vornehm thun wollten, immer höflicher. Unter der Versiche-

rung, daß Hr. Charles sich schon schlafen gelegt habe, erbot sich der Eine, er wolle mir die Stiefeln ausziehen, und der Andere bat nur in sehr bescheidnem Tone, daß ich ihnen doch sagen möchte, wie viel ich zur Vertheilung hergegeben habe, was beinahe so klang, als ob sie fürchteten, Hr. Charles möchte vielleicht ihnen morgen keine richtige Angabe machen. Als ich ihnen nun gesagt, es wären acht Piaster, wurden sie immer höflicher und dienstfertiger, und dankten im Voraus, mit der Versicherung, daß Alle hiemit sehr zufrieden seyn würden, bestens dafür. — Alles ging am andern Morgen in bester Ordnung von Statten, und Niemand beschwerte uns mit einer Bettelei.

Auf der Rückreise, in Florenz, wo wir am 30sten Junius ankamen, in einem guten Gasthof gutes Logis, gute Bewirthung und prompte Bedienung hatten, und am 7ten Julius wieder abreisten, schlug ich den nämlichen Weg ein, uns gegen die vielfachen, sonst gewöhnlichen Betteleien zu schützen. Hier kauften wir uns mit zwei Piastern für die Dienerschaft los, und Alles lief ohne die mindeste Unannehmlichkeit und Bettelei bei unsrer Abreise ab.

Auch den Zudringlichkeiten unverlangter Helfershelfer bei der Ankunft in den Gasthöfen der größeren Städte lernten wir uns endlich, nach dem

Rathe, den uns ein verständiger Vetturino gegeben hatte, auf sehr leichte Weise entziehen. Als wir zum Beispiel in Genua ankamen, und unser Wagen augenblicklich von unberufenen Dienstfertigen umgeben war, erklärte ich einem hinzutretenden Cameriere, daß der Wagen, ohne etwas davon abzupacken, in eine Remise gebracht werden solle. Hierauf stiegen wir aus, und gingen ruhig ins Haus, ohne uns im Mindesten um die Menge der harrenden Aspiranten zu bekümmern. Aus dem Fenster hinabsehend, zählte ich deren nicht weniger, als neune, von denen Jeder irgend ein Stück unsrer Effecten zu erobern und ein Trinkgeld zu erschnappen wünschte. Nach einer Viertelstunde sagte ich dem Cameriere, was von unsern Sachen aus dem Wagen in der Remise geholt werden solle; und nun hatten wir uns blos mit zwei Facchini's, die dies besorgten, abzufinden.

Es ergiebt sich aus diesen Mittheilungen, daß man, wenn man es nur recht anfängt, mit den Trinkgeldern in den besten Gasthöfen der größten Städte Italiens billig genug, und ohne die vielfache Belästigung, über die so viel geklagt wird, wegkommen kann. —

XV.

Ganz anders lauten freilich Hrn. Nicolai's Berichte. Wie viel er in Venedig an Trinkgeld bezahlt, theilt er nicht mit. Dagegen berichtet er, daß er in Florenz, wo er, auf der Hinreise, am 6ten Junius Abends ankam, und am 9ten Junius nach dem Mittagessen mit seinen drei Gefährten wieder abreiste, „20 (schreibe zwanzig) Piaster an Trinkgeld für die Bedienung", und außerdem noch einem Facchino für Hinuntertragen des Koffers und einiger Kleinigkeiten nach dem Wagen „einen Piaster" habe zahlen müssen, zusammen also 21 Piaster! Nun bezahlte er freilich für vier, und ich nur für zwei Personen; allein sein Aufenthalt dauerte noch nicht halb so lange, als der unsrige. Er würde also für vier Personen, nach dem Maßstabe, wie ich bezahlte, nur drei, höchstens vier Piaster zu zahlen gehabt haben. Er bezahlte mit 21 Piastern also mehr als das Fünffache nach jenem Maßstabe.

Der Abwechselung wegen, will er mit seinen Gefährten, bei der Abreise von Aquapendente, wo sie übernachtet haben, zur Strafe für die zu hohe Wirthsrechnung, davon fahren, ohne dem Cameriere sein wohlverdientes Trinkgeld zu geben!

Noch dazu hat der Cameriere erst noch vier Goldstücke wechseln, und das Silbergeld dafür in den Wagen reichen müssen! So wie dies geschehn, wollen die vornehmen Reisenden mit ihren vier Extrapostpferden davon jagen. Aber der erzürnte Cameriere schreit hinter ihnen her, und straft nun Die, welche ihn strafen wollten, und ihm endlich nothgedrungen nur zwei Paoli (für vier Personen) zuwarfen, mit einer Prellerei um ein streitiges Goldstück, wodurch ein arger Straßen-Scandal entsteht! Herr Nicolai's Bericht schließt mit den Worten: „und lautes Hohngelächter schallte hinter uns her." — Und solche Auftritte, anstatt sich ihrer, bei ruhiger Besinnung, im Stillen zu schämen, tischt Hr. Nicolai noch lang und breit der deutschen Lesewelt auf! Und — als wollte er noch einen recht treffenden Blitz gegen Italien schleudern — setzt er dann die emphatischen Worte hinzu: „Das aber war Aquapendente, eine Stadt, welche in den hesperischen Gefilden liegt." — Ich meine, ungleich passender ließe sich hiezu noch anfügen: „Das aber war Hr. **Gustav Nicolai**, dem solche Ehre in den hesperischen Gefilden widerfuhr." —

In Rom traf er am 10ten Junius Abends ein, reiste am 16ten Junius nach Tische ab, und

bezahlte, nach erbetenem Rath von dem Cameriere, 25, schreibe: fünfundzwanzig, Piaster Trinkgeld! — Ei, wie mag dieser rathgebende Cameriere hinterher gelacht haben, daß sein schelmischer Rath so schöne Früchte brachte!

Wieviel Hr. Nicolai in Neapel für einen neuntägigen Aufenthalt an Trinkzeld für die Dienerschaft im Gasthofe bezahlt, berichtet er nicht, sondern fügt nur am Schluß der Beschwerde, über die hohe Wirthsrechnung, hinzu: „Die Facchini, welche die Sachen hingeschleppt haben (das heißt nach dem Reisewagen hinunter) fodern Jeder seinen Piaster.“

Auf der Rückreise kam er in Rom am 29sten Junius an, und reiste am 3ten Julius wieder ab. Hier sagt er: „an Trinkgeldern zwackte man uns 28, schreibe: achtundzwanzig, Piaster ab.“ — Für noch nicht volle vier Tage!! Also mehr als sieben Piaster für jeden Tag! —

Man muß freilich auch, wenn man die Kunstsammlungen in Rom und in Neapel sehen will, vielfältig in die Tasche greifen; allein die Custoden an beiden Orten sind sehr bescheiden in ihren Ansprüchen. In Rom kommt man in der Regel mit einem Geschenk von zwei Paoli's, deren zehn auf einen römischen Piaster gehen, und in Neapel mit

zwei Carlini's, deren zwölfe auf einen dortigen Piaster gehen, ab. Man kann also für wenige Piaster ungeheuer viel sehen.

Hr. Nicolai ließ aber in Rom und in den Umgebungen durch seinen Cicerone die Auslagen besorgen. Dafür berechnet dieser das erste Mal 12 Piaster, wo seine Auslage, nach Herrn Nicolai's Meinung, etwa 5 Thaler gewesen sey — das zweite Mal abermals 12 Piaster, statt etwa ausgegebener 4 Thaler — und das dritte Mal 13 Piaster, statt höchstens 6, die zu fodern gewesen wären! — Aber da Hr. Nicolai gleich beim ersten Versuch, den Cicerone zu seinem Kassirer zu machen, so arg geprellt wurde: warum war er so thöricht, sich zum zweiten Male, ja sogar zum dritten Male, solcher Prellerei Preis zu geben? Nöthig war das doch keinesweges. Durch solche Bequemlichkeit oder Vornehmthuerei gewinnt der Reisende am Ende nichts, als daß man ihn für einen, mehr oder weniger reichen, Einfaltspinsel hält. Hr. Nicolai sagt selbst, daß man die reichen Engländer, die jede Foderung ohne Weigern zahlen, für unsäglich dumm halte und sie verachte. Und doch läßt er sich ebenfalls aufs Aergste prellen!

Aerger kann man ja die Geldwegwerferei kaum treiben, als es, nach seinen eignen Angaben,

Hr. Nicolai that! Wenn er sich nicht als ein Reichsgraf oder als ein überreicher Baron geltend machen wollte: so ist wirklich schwer zu begreifen, wie er zum Beispiel dazu kam, so unverhältnißmäßig hohe Trinkgelder zu zahlen! Hätte er es aus Eitelkeit gethan, um sich von der Sippschaft der Cameriere's als eine Art von Lord oder Nabob anstaunen zu lassen: so müßte er sich wenigstens nicht über diese hohen Ausgaben in seinem Buche beschweren. Glaubte er aber im Ernst, daß er mit mäßigeren Summen nicht loskommen könne: so muß es ihm ganz und gar an Takt, Urtheil und Reise-Erfahrung gefehlt haben; und er hat zu nichts weniger Genie, als zu einem gewandten Reise-Marschall. — Höchst Unrecht aber ist es, daß er die lächerlichen Resultate seiner Unbeholfenheit mit als Hauptanklagen gegen die Italiener, und wie unvermeidliche, schwere Lasten in Italien hinstellt, um von der Reise dorthin abzumahnen. — Die von mir aufgestellten Erfahrungen werden hoffentlich Herrn Nicolai's Warnungen entkräften, und den Leser auf einen richtigeren Stand der Beurtheilung leiten.

XVI.

Eine der Hauptbeschwerden richtet Hr. Nicolai gegen die italienischen Postmeister und Postillone. Hier hat er vielen Grund zur Klage, doch auch nicht immer, und nicht in dem Maße, als er grollt und schilt.

Je weiter man sich von den preußischen und königlichen sächsischen Landestheilen entfernt, wo das Extrapostwesen so trefflich geregelt ist, desto mehr hört jene Ordnung auf. Schon im Bayreuthschen mußte ich sehr antreiben, um einen Postzettel mit Angabe der Meilenzahl und des zu zahlenden Geldes zu erhalten. In Tirol mußte ich es aufgeben, dergleichen zu bekommen; und in Italien war vollends hieran nicht zu denken. Da erhält man erst nach zurückgelegter Station die Angabe der zurückgelegten Meilenzahl und des zu zahlenden Geldes. Man bekommt höchst selten einen Posthalter zu sehen, und ist sehr der Willkür und Habsucht der Postillone und andern gemeinen Volks Preis gegeben, was manchmal sehr unangenehm werden kann. — Betrügereien durch falsche Angaben der Meilenzahl scheinen aber nicht vorzufallen. Auch habe ich durchaus keine Klage über ungebührliche Vermehrung der vorgespannten Pferde zu führen.

Hr. Nicolai klagt, daß man ihm von Rovigo aus nicht blos ein drittes, sondern weiterhin öfter auch ein viertes, ja mitunter ein fünftes und sechstes Pferd aufgezwungen habe. Einen Hauptzank hatte er mit dem Postmeister zu Pianoro, wo ihm zum ersten Male ein viertes Pferd gegeben wurde. Der Postmeister zeigte das Reglement, welches dahin lautete, daß von hier nach Lojano, wo der Weg über die Apenninen beginnt, ein drittes Pferd zu nehmen sey, was aber, da die Reisenden schon mit drei Pferden angekommen seyen, in diesem Fall ein viertes Pferd bedeute. Der Postmeister hatte hierin vollkommen Recht, denn der Sinn des Reglements war kein anderer, als der, daß von hier aus, wo der Gebirgsweg angehe, ein Pferd mehr genommen werden müsse, als die Reisenden bisher, aus der Ebene kommend, gehabt hätten. Da nun Hr. Nicolai, von Rovigo aus, mehrere Stationen immer schon drei Pferde gehabt hatte, und mit dreien hier ankam: so war der Postmeister vollkommen berechtigt, ihm nun, den bergigten Weg hinauf, viere zu geben.

Vernünftigerweise war hierüber gar nicht zu streiten. Hätte gestritten werden sollen: so hätte es zu Rovigo geschehen sollen, wo man, statt der sonstigen zwei, auf einmal drei Pferde gab, und

was dann so fortging bis Pianoro. Allein auch zu Rovigo würde der Widerspruch schwerlich geholfen haben. Hr. Nicolai will es zwar geltend machen, daß er mit seinen Gefährten in einer gewöhnlichen Chaise, und nur mit einem kleinen Koffer gereist sey; allein wie leicht oder schwer sich die Chaise habe fahren lassen, wird durch das Beiwort eine gewöhnliche nicht klar, so wenig als das Gewicht und die Größe des Koffers durch das Beiwort klein. In dieser Chaise saßen vier erwachsene Personen, die zu einer viermonatlichen Reise doch wohl noch andre Räume, als blos einen kleinen Koffer, mit ihren Kleidern und ihrer Wäsche vollgepackt haben mußten. — Jedenfalls wurde Hr. Nicolai also sehr mild behandelt, daß man für vier Personen bis Rovigo immer nur zwei Pferde gab. Er sagt auch selbst: „Wir hatten indessen eigentlich wohl darauf gerechnet, in Italien drei Pferde nehmen zu müssen, und fanden uns daher in diese schon bedeutende Mehrausgabe." — Wie konnte er sich nun also wundern, daß er beim Beginn der Apenninen ein viertes Pferd nehmen sollte? Doch wie benimmt er sich hiebei! Inmitten eines Volkshaufens, der gaffend um den Wagen steht, zankt er nicht nur auf's Hitzigste mit dem Postmeister, sondern holt auch

einen Polizeimann herbei, und droht diesem, daß er in Rom der Regierung von dieser Bedrückung Anzeige machen werde. Und da diese Drohung, so wenig als sein Zanken mit dem Postmeister, den erwarteten Eindruck macht: so kommt er auf den unglücklichen Gedanken, an das Volk, dem er schon das belustigende Schauspiel des unnützen Kampfs und seiner Niederlage gab, feierlich zu appelliren, weil er „merkt", daß man ihn und seine Reisegefährten für Engländer hält, die in Italien das Geld „auf die unsinnigste Weise verschwenden." Er berichtet darüber Folgendes: „In dieser Voraussetzung haranguirte ich das versammelte Gesindel gut oder schlecht, und erklärte, wir seien Deutsche, nicht Engländer, hätten so viel Schönes von Italien und von der Rechtlichkeit und Gastfreundschaft seiner Bewohner gehört, und müßten nun die Erfahrung machen, daß Italiener gegen ihre fremden Gäste in deren ganz gerechter Sache offenbar Partei nähmen. Dies haben wir, setzte ich hinzu, nicht gedacht, und wir sehen also, daß — man ließ mich nicht aussprechen, und fiel mir höhnend in's Wort: „Sie sehen also, daß Sie sich geirrt haben"."

Hr. Nicolai, der so vielfach über Verhöhnung des Pöbels klagt, blos weil er nicht reich-

lich genug Almosen gegeben, foderte durch diese — wahrscheinlich ziemlich schlecht stylisirte — Rede das versammelte Gesindel doch förmlich heraus, ihn zu verlachen und zu verhöhnen; und die Replik, die er als rasche Antwort erhielt, war gerade so gescheit, als seine Rede albern war. Und noch nicht damit zufrieden, sich vor dem Pöbel von Pianoro lächerlich gemacht zu haben, läßt er obenein jenen merkwürdigen Bericht drucken, um sich auch noch vor allen verständigen Lesern seines Buchs lächerlich zu machen! Das heißt in der That, die Selbstaufopferung zur Belustigung des deutschen Publikums weit treiben!

So folgt dann im Verlauf der Reise selbst ein Zank nach dem andern, und in der Reisebeschreibung eine Jeremiade nach der andern über zuviel erhaltene Pferde und Postillone. Einmal wäre er für sein Zanken beinahe schlimm bestraft worden. Zu Bracco nämlich hatte er, wie er sich rühmt, so lange und so energisch gezankt, bis das vierte Pferd und der zweite Postillon zurückgenommen wurden. Und auf sehr gefährlichem Wege wäre der Wagen fast in einen Abgrund gestürzt, weil der eine Postillon das einzelne Pferd, was an der Spitze ging, und hieran nicht gewöhnt war, nicht gehörig regieren konnte! Mehrmals,

nachdem er heftig gegen eine Vermehrung der Pferdezahl protestirt, sagt er hinterher selbst, daß der Weg freilich sehr bergan gegangen sey. Weil er das nicht schon vor dem Posthause sah, glaubte er nicht, daß dies der Fall seyn könne, und stritt dagegen sans rime et sans raison! Mehrmals, wenn die nächste Station nicht schwierig war, spannte man von selbst ein oder zwei Pferde weniger vor. — Wie es mit dem Vorspannen von sechs Pferden zusammenhing; ob man — wie zu Pianoro das vierte — da er mit vieren ankam, ihm sechse geben durfte, oder ob man ihn wirklich für einen überreichen Engländer hielt, und als einen solchen widerrechtlich rupfen wollte — kann ich nicht beurtheilen. Ich weiß nur, daß ich nicht im Mindesten über Prellereien dieser Art zu klagen habe. — Wir fuhren in einer viersitzigen, halb bedeckten, in vier Federn hangenden Chaise, an welcher sich hinten ein angeschrobener, hoher und starker, verschließbarer Korb mit zwei ziemlich schweren Koffern von mittler Größe befand. Der Rücksitz war sehr voll gepackt durch zwei stark gefüllte Nachtsäcke, einen Victualienkasten, groß genug, um auch Weinflaschen zu beherbergen, und anderes Gepäck. Dazu noch Mäntel, Ueberröcke, Fußsäcke, Bücher, und gefüllte Kasten unter unserm und dem Kutscher-

sitze, und über diesem mein Hutfutteral. Unser Wagen erschien also wenigstens nicht als ein sehr leichter. Dennoch wurde uns bis Florenz nur auf wenigen Stationen zugemuthet, mehr als zwei Pferde zu nehmen; und wo wir das dritte erhielten, wie zum Beispiel zu Pianoro, geschah es immer mit gutem Grunde, wegen zu bergigen Terrains. Wir hatten also in dieser Beziehung nicht ein einziges Mal Streit oder Verdruß.

In hohem Grade zu rühmen sind die fast durchgängig trefflichen Chausseen auf den Hauptbahnen in Italien, so wie das promte Expediren auf den Stationen, und das rasche (manchmal für Pferde und Wagen fast zu rasche) Fahren der Postillone. Auch wird weder Chausseegeld, wie in Deutschland, noch Mauthgeld, wie in Tirol, gefodert, wobei ich fast jedes Mal von dem deutschen Biedermanne, oder seiner lieben Frau, beim Herausgeben auf ein Stück Silbergeld, ein oder ein paar falsche Kupfergeld-Stücke erhielt. — Eine Annehmlichkeit ist es in Italien (wie auch größtentheils in Frankreich), daß der Postillon sich nicht auf den Bock des Wagens, sondern auf ein Pferd setzt, wenn er deren auch nur zwei zu leiten hat. Auch habe ich keinen betrunkenen Postillon gesehen; und bei aller anscheinenden leichtsinnigen

Sorglosigkeit und manchmaligem, fast tollem Jagen, fahren sie doch mit großer Geschicklichkeit und Sicherheit. Je weiter hinein nach Italien, desto mehr nehmen ihre guten und bösen Eigenschaften zu. Ein Ehrenpunkt schien es bei den meisten zu seyn, sich nicht erst aufs Pferd zu setzen, und dann die Pferde zum Anziehen zu treiben, sondern, noch neben dem Sattelpferde stehend, und die Zügel mit der linken Hand fassend, einen tüchtigen Peitschenschlag mit der rechten Hand zu thun, und erst in dem Augenblick, wenn die Pferde anspringen, sich hinauf auf den Sattel zu schwingen. Ein Kunststück, das manchmal gefährlich zu seyn schien. Sitzt aber der Postillon erst im Sattel, so ist die Peitsche fast unaufhörlich in Bewegung. An Schonung der Pferde denkt der italienische Postillon fast nie; und geht es ein Stück Weges etwas steiler aufwärts, so treibt und prügelt er in der Regel unbarmherzig darauf los, um sie zum Galoppiren, und dadurch, mit einem kräftigeren Einhauen der Füße, zu einem kräftigeren, nicht nachlassenden Ziehen zu zwingen. — Gewöhnlich, wenn etwa drei oder vier Fünftheile der Station zurückgelegt waren, stieg der Postillon auf ein paar Minuten ab, und that, als ob die Pferde sich ein wenig erholen sollten, wendete sich dann aber nach

unserm Wagen, und fragte mit munterm Ton und Blick, ob er nicht recht rasch gefahren habe? Und das war dann die vorläufige Einleitung zu dem Anspruch auf ein recht gutes Trinkgeld.

XVII.

Die Verhandlungen beim Trinkgeldgeben können dem Fremden sehr unangenehm werden, denn giebt er auch ein noch so gutes Trinkgeld: so thut der italienische Postillon doch, als ob es viel zu gering wäre, und bettelt, ihm noch mehr zu geben. Thut man dies nun, stellt ihn dadurch zufrieden, und giebt auf der folgenden Station etwa dem Postillon gleich so viel auf einmal, wie der vorige in zwei Portionen bekam: so hilft das nichts, sondern die Bettelei geht auch hier los, und endet nicht, bis man wieder etwas zugelegt hat. Auf diese Weise kann man zu einer immer größeren Trinkgeldausgabe hinaufgeschroben werden, ohne den Rückweg finden zu können. Wer aber Bescheid weiß, giebt immer erst etwas weniger, als er eigentlich billiger Weise zu geben hat, und geben will, und legt dann, auf geschehene Bitte, noch eine

Kleinigkeit hinzu. Wer diese Regel mit fester Consequenz befolgt, kommt am besten durch, denn der italienische Postillon hält sich nie für befriedigt, wenn er nicht, auch beim besten erhaltenen Trinkgelde, noch eine kleine Zugabe erhält. Hrn. Nicolai's Berichte selbst bestätigen dies. Zu Imposta erhielt jeder seiner beiden Postillone einen Piaster; hiemit aber nicht zufrieden, verlangten sie noch etwas zum Vertrinken. Als ihnen hierauf eine ganz kleine Silbermünze, kaum vom Werth eines Pfennigs, mit einem Fluch hingereicht wurde, waren sie zufrieden. — In früherer Zeit war es in Deutschland nicht viel besser, besonders auf den Stationen in der Nähe der größeren, besonders der Residenz- und Handels-Städte. Ich war selbst einmal Augenzeuge davon, daß einer meiner Freunde, welcher auf der letzten Station vor Dresden dem Postillon ein recht gutes Trinkgeld versprochen hatte, wenn er hübsch rasch führe, bei der Ankunft in Dresden dem Postillon einen blanken Speciesthaler gab, und dieser dann doch noch um ein paar Groschen zum Vertrinken bat, weil er den Speciesthaler doch nicht gleich wechseln möchte. Erst seit den neueren, höchst löblichen Post-Einrichtungen, haben in Preußen und Sachsen diese Naivetäten und Unverschämtheiten aufgehört. —

Da ich vom Anfang an in Italien die oben angeführte Regel beim Geben des Trinkgeldes an die Postillone nicht streng genug befolgte, und mich ein paar Mal hatte verleiten lassen, zu der ersten kleinen Zugabe noch eine zweite hinzuzufügen, und weil Einer dem Andern immer das Verfahren des Reisenden mittheilt: so wurden die Ansprüche und Betteleien fast mit jeder Station bis Mestre gesteigert; doch ließ ich mich nie, wie Hr. Nicolai, bis zu einem Piaster steigern. Die Unterbrechung durch unsern Abstecher nach Venedig war mir daher sehr erwünscht, weil bei unsrer Rückkehr nach Mestre, nach einer Unterbrechung von zwei Tagen, eine neue Aera in unsrer Postreise begann, und ich nun ein verändertes Verfahren beginnen konnte.

Von jetzt an verfuhr ich bis Florenz consequenter, verstand mich nur zu einer kleinen Zugabe zu dem eigentlichen, schon hinlänglichen Trinkgelde, und wies einzelne weitere Ansprüche, theils mit kurzen, ernsten, theils mit einigen scherzenden Worten zurück. Und wurden mir diese Verhandlungen auch manchmal zuwider: so beharrte ich doch streng bei diesem System, und wir wurden, nach wie vor, aufs Prompteste expedirt und rasch gefahren. Sagte ich bei ihren Betteleien, ich verstände sie nicht, so erwiederten sie gewöhnlich, ich wolle sie nur nicht

verstehen, und fuhren, ohne sich irre machen zu lassen, in alter Weise fort.

Auf der letzten Station vor Florenz wurde uns indessen das Fahren mit Extra-Postpferden ziemlich verleidet. Wir hatten drei Pferde, doch nur einen Postillon, und dieser war ein flinker, von jugendlicher Lust und Keckheit übersprudelnder Kerl. Das Sattelpferd war ein großes, noch junges und wildes Thier. Als es zum Beginn seines Laufs angehauen wurde, und der Postillon sich hinauf schwingen wollte, bäumte es sich so sehr, daß er davon ablassen mußte. Nun erfolgten kräftige Strafhiebe, wobei das ausschlagende Pferd den Wagen seitwärts fast in einen Graben riß. Nach mehrmaligen, vergeblichen Versuchen, kam der Postillon doch endlich in den Sattel, und jagte nun ziemlich lange übermäßig, um das wilde, kräftige Thier mürbe zu machen. Dies glückte auch in so weit, daß der Postillon seiner nach und nach immer mehr Herr wurde. Nun wurde der lustige Bursche aber immer petulanter. Fast alle Landleute, die uns begegneten, oder die wir einholten, schienen ihn zu kennen. Allen hatte er etwas zu sagen, mit Allen einen Scherz zu treiben. Er schien der Liebling aller Mädchen zu seyn; und um sich noch einige Sekunden länger mit ihnen zu unterhalten, bog er sich,

wenn wir bei ihnen vorbei waren, noch mit Kopf und Oberkörper zurück, und zog die Pferde dabei mehrmals aus der richtigen Bahn, so daß besonders das Pferd vorn an der Spitze, ganz zur Seite hin lief. Rief ich ihm dann ein unwilliges Wort zu: so bog er schnell wieder ins rechte Geleis, hieb strafend auf die Pferde los, und suchte, durch erneutes, tolles Jagen, seinen Fehler wieder gut zu machen. — So waren wir in beständiger Spannung, und trotz der augenscheinlichen, großen Geschicklichkeit des leichtsinnigen Patrons, alle Augenblicke in der Gefahr, ein größeres oder kleineres Unglück zu erleben.

Hiezu kam noch die Betrachtung, daß unser Wagen wohl gut und dauerhaft genug gebaut war, um in Deutschland, unter der Leitung deutscher Postillone, eine Reise von noch ein paar hundert Meilen auszuhalten, daß er jedoch die fortgesetzten Proben eines so tollen Fahrens, besonders über das holprige Straßenpflaster der vielen kleinen Ortschaften, schwerlich werde bestehen können. Es kam uns daher ganz erwünscht, daß gleich bei unsrer Ankunft in Florenz uns von zwei Unterhändlern Anbietungen gemacht wurden, unsre Reise mit Vetturino-Pferden fortsetzen. Die florentinischen Vetturini sind als die besten in Italien bekannt, daher

geben sich andere, besonders römische, die eben nicht in gutem Rufe stehen, oft für florentinische aus.

Nach wenigen, einleitenden Verhandlungen, unterzeichnete ich am folgenden Morgen, den 6ten April, einen schriftlichen Contract mit der Wittwe Mocali, wonach sie verpflichtet wurde, uns vier gute Maulesel und einen guten, dienstfertigen und pflichtgetreuen Vetturino zu stellen, um uns nach Rom zu fahren, unterwegs in den besten Gasthöfen einzukehren, und uns in denselben auf ihre Kosten in den anständigsten Zimmern logiren zu lassen, so wie auch für gutes Mittag- und Abendessen zu sorgen. Wir wollten eigentlich zur Bedingung machen, schon den 10ten Abends in Rom einzutreffen, da dies aber nicht ausführbar gewesen wäre: so wurde bestimmt, daß wir den 11ten längstens Mittags um 12 Uhr in Rom seyn müßten. Ich fügte noch die Bedingung hinzu, daß von den ausbedungenen zwölf Napoleon d'or's alle Abend einer von mir bezahlt werden sollte, und der Rest nach promptem Eintreffen in Rom, daß dieser Rest aber gänzlich verscherzt sey, wenn wir nicht pünktlich zu der bestimmten Zeit dort ankämen. Das Trinkgeld sollte sich danach richten, wie wir mit dem Vetturino zufrieden seyn würden. Der Unter-

händler bat, daß wir dem Vetturino dann vier Piaster geben möchten, was ich indessen noch nicht versprach.

Laut Abrede, stellte sich Mittag um 1 Uhr der Vetturino Gaetano Calvetto mit seinen Mauleseln ein, und wir verließen Florenz, ohne für jetzt viel davon gesehen zu haben, als ein paar Kirchen, Plätze und Brücken, in der Kathedrale die Feier eines Todtenamtes, und auf dem Gemüse- und Blumenmarkt im Ueberfluß gelben und blauen Blumenkohl, Mohrrüben, Welschkohl, große Bohnen, Radieschen, Veilchen, Maiblumen, Camellien u. s. w. u. s. w. — Die Maulesel bewährten sich als sehr tüchtige Thiere, und besonders in den ersten Tagen legten wir über Erwartung große Strecken zurück. Am nächsten Morgen reisten wir um 4 Uhr von Poggibondi ab, und kamen, ohne angehalten zu haben, um halb 11 Uhr, nachdem wir acht Postmeilen zurückgelegt hatten, in Buonconvento an. Am Nachmittage fuhren wir etwa von 1 Uhr an, wieder ununterbrochen bis Ricorsi, wo wir, etwa halb 7 Uhr, nach zurückgelegten sechs Postmeilen ankamen. Trotz der bedeutenden Berghöhen, die hier und da überstiegen werden mußten, brauchte der Vetturino doch nie Vorspann zu neh-

men; und nur am dritten und vierten Tage wurde ein paar Mal den Thieren unterwegs etwas Wasser gegeben; sonst wurde nie angehalten, als bis wir in's Mittags- und Nachtquartier kamen. Unser Wagen wurde bei gleichmäßigem, verständigem Fahren bestens geschont. Wir hatten für nichts selbst zu sorgen, als für etwas Warmes, zum Frühstück vor der Abreise, und dann dem Cameriere und Stalliero ein kleines Trinkgeld zu geben. Uebrigens ließ der Vetturino es sich sehr angelegen seyn, daß wir, so sehr es in den, meist kleinen Orten möglich war, gut beköstigt und bedient wurden. Zur Collazione in der Mittagsstunde erhielten wir drei, viererlei warme Speisen, zum Pranzo in den Abendstunden gewöhnlich noch eine Schüssel mehr, nebst Wein und etwas Desert. Artischocken bekamen wir fast bei jeder Mahlzeit, bald als Gemüse gekocht, bald als Salat, bald gebraten. Halb verfaulte, wie Hr. Nicolai immer erhalten haben will, habe ich nie bemerkt. Oft wurden wir selbst zur Bestimmung der Speisen aufgefodert; und jeden Abend, wenn ich den Vetturino zu uns rufen ließ, um ihm seinen Napoleon d'or zu geben, fragte er freundlich, ob wir auch zufrieden wären? Wir bejaeten ihm das gern, wenn uns Dies oder Jenes auch eben nicht geschmeckt hatte.

Nicht erst um Mittag, sondern schon Morgens um 8 Uhr am 11ten April, trafen wir in Rom ein. Da wir vollkommen Ursach hatten, mit dem Vetturino zufrieden zu seyn: so sollten ihm die vier Piaster, welche der Unterhändler für ihn erbeten hatte, auch nicht verkürzt werden; indessen der Art und Weise getreu, wie die italienischen Postillone behandelt werden müssen, reichte ich ihm fürs Erste nur einen Napoleon d'or hin, welcher drei Paoli weniger werth ist, als vier Piaster. Nachdem er ihn ein paar Sekunden mit etwas verlegenen Blicken betrachtet hatte, sagte er, das sey ein miserables Trinkgeld. Lachend legte ich ihm nun noch drei Paoli (etwa zehn gute Groschen) in die Hand, und augenblicklich dankte er sehr freundlich, und empfahl sich uns wiederholt für unsre Rückreise. So war die Sache mit dem Werthe von vier Piastern zu seiner vollkommenen Zufriedenheit abgemacht. Hätte er aber sogleich die volle Summe von vier Piastern erhalten: so hätte er unfehlbar auch diese ein miserables Trinkgeld genannt, und wäre nicht eher zufrieden gewesen, als bis er noch ein paar Paoli als Zugabe erhalten hätte. Er war ein ungemein guter, dienstfertiger Mensch; aber in Absicht des Trinkgeldes eben auch ein italienischer Postillon.

XVIII.

Wir fanden, durch die freundliche Bemühung eines deutschen, schon seit mehreren Jahren alte Codices auf der vatikanischen Bibliothek vergleichenden Gelehrten, des Hrn. D. H...., an den ich bei unsrer Reise durch Leipzig geschrieben hatte, eine große, elegant meublirte Etage in einem Privathause für uns bereit gehalten. Wir wohnten, ganz nahe am Corso, in Via de' Pontefici, Nr. 33, in einem Eckhause, wo wir Mittag- und Abendsonne hatten (was im April sehr angenehm war), in einer gesunden Gegend, zwei Treppen hoch. Unser Wirth war ein Herr Cipicchia, ein Officiant beim Douanenwesen, wenn ich nicht irre. Dieser sehr gefällige Mann hatte bei dem Personal an der porta del popolo, durch welche wir in die Stadt kamen, uns im voraus angemeldet und bevorwortet, daß man uns nicht, wie es sonst Regel ist, nach der Dogana (dem Zollgebäude) verweisen solle. Wir konnten also mit einigen Trinkgeldern am Thore, ohne weiteren Aufenthalt abkommen. — Ein Lohnbedienter, Giuseppe Martinello, bot gleich bei unsrer Ankunft seine Dienste an, und bewährte sich uns, während unsers ganzen Aufenthalts in Rom, auch auf der Rückreise wieder, als ein ordentlicher, pflichtgetreuer

Mensch. Sehr bald stellte sich auch ein junger, mir dem Namen nach wohlbekannter Mann, Herr Th. H.. aus Magdeburg ein, und bald darauf machten wir auch die persönliche Bekanntschaft des Hrn. D. H..... Er erfreute meine Reisegefährtin durch ein Eintrittsbillet zur Sixtinischen Kapelle, auf den erhöhten Sitzen fra le persone distinte; für mich war keins nöthig, weil jeder, in schwarzem Frack anständig gekleidete Mann unverweigerten Zutritt hat, so lange noch Platz da ist. Zur Lieferung eines schwarzen Schleiers, der bei dieser Gelegenheit mit zur Vervollständigung des schwarzen Damen-Anzugs gehört, erbot sich die gutmüthige Frau des Hrn. Cipicchia. Von allen Seiten wurden wir mit Rath und That unterstützt.

Wenn gleich der Anfang des Miserere erst um 6 Uhr seyn sollte: so hielt ich doch für nöthig, möglichst bald für einen Wagen sorgen zu lassen. Man sagte mir, daß man sonst für drei, auch wohl für zwei Paoli nach der Peterskirche und von dort zurückfahren könne, daß heute aber, bei der Menge von Wagen, die nöthig wären, die Preise höher seyn würden. Man setzte hinzu, daß ein Lohnkutscher, der sehr viele Pferde und Wagen hätte, ganz in der Nähe wohne, und selbst in dem Hause, was wir bewohnten, Ställe und Schuppen in Miethe habe,

und daß auch unser Wagen bereits in einem seiner Schuppen untergebracht sey. — Nach wenigen Minuten war dieser Mann herbeigeholt, und stand in seiner großen, kräftigen Gestalt, mit einem Blick und in einer Haltung mir gegenüber, als ob er seine Abkunft von einem der alten römischen Imperatoren beurkunden könne. Er sagte, daß wir zur beliebigen Stunde einen Wagen bekommen könnten. Auf meine Frage nach dem Preise, forderte er mit dreister Stimme drei Piaster. Als ich hiezu den Kopf schüttelte, setzte er hinzu, heute wäre starke Nachfrage, und er verspreche uns einen sehr guten Wagen. Ohne mich weiter auf eine Unterhandlung einzulassen, erwiederte ich ihm, daß wir einen solchen Preis auch für den besten Wagen nicht bezahlen würden, und daß mir nicht bange sey, einen wohlfeileren zu bekommen. Dabei nickte ich ihm einen Abschiedsgruß zu, und ließ ihn von dannen gehn, ohne weiter ein Wort an ihn zu verlieren, vorzüglich auch deßhalb, um dem Lohnbedienten gleich zu zeigen, daß ich nicht zu denen Fremden gehöre, die sich so unverschämt prellen lassen. — Hr. Th. H.. hatte dann die Gefälligkeit, uns einen Wagen zur Hinfahrt für 5 Paoli (einen halben Piaster) zu verschaffen, und zur Rückfahrt für 4 Paoli einen gleich vom Peters-

platze herbei zu rufen. Statt für die bloße Hinfahrt 3 Piaster, oder 30 Paoli zu zahlen, kosteten uns also Hin- und Rückfahrt zusammen nur 9 Paoli. — So höchst verschieden sind die Zahlungssätze bei hundert Gelegenheiten in Italien, je nachdem man einfältig, gleichgültig oder vornehmthuend genug ist, übertriebene Preise zu zahlen, oder umsichtig genug, um zu ermitteln, mit welchen angemessenen billigeren Preisen man loskommen kann. Durch kleinliche Knausereien macht man sich Verdruß, durch verschwenderisches Zahlen macht man sich nur lächerlich, aber durch verständige Abweisung der Prellerei schafft man sich wesentlichen Vortheil, und schützt sich in der Regel am besten so wohl gegen jenen Verdruß, als auch gegen dieses Verlachtwerden. — So prellerisch und hochnasig jener eben erwähnte Lohnkutscher mir am Tage unserer Ankunft in Rom gegenüber gestanden hatte, so billig und höflich benahm er sich späterhin. Nachdem wir nämlich, ohne auf ihn Rücksicht zu nehmen, etwa anderthalb Wochen lang fast täglich von andern Fuhrleuten Wagen genommen hatten, sagte mir unser Lohnbedienteer, die Leute von Jenem hätten ihm gesagt, ihr Herr werde uns gern auch zu den Preisen der Andern fahren lassen. Um dem Lohnbedienten die Mühe des weiteren Umherlaufens

nach Wagen zu sparen, und um jenen Mann nicht ohne Noth zu erbittern, da er sich durch einen unverschämten Miethspreis für die Beherbergung unsers Wagens rächen konnte, erwiederte ich dem Lohnbedienten also, daß ich nichts dagegen habe, mit Wagen von unserm Nachbar zu fahren, vorausgesetzt, daß sie gut wären, und nicht theurer, als andere. Und von diesem Tage an nahmen wir keine andern Wagen mehr, als die seinigen, die immer sehr gut waren. Und der Mann, der am ersten Tage für eine Fuhre nach der Peterskirche drei Piaster gefordert hatte, gab uns hernach dreimal auf ganze Tage, zu Ausflügen nach Genzano, nach Frascati, nnd nach Tivoli, seine Wagen, nach kurzer Verhandlung mit ihm, für vier Piaster; und da ich, bei der ersten dieser größeren Fahrten, mit dem Menschen, der uns fuhr, unzufrieden gewesen war, und hierauf den Herrn selbst zu mir rufen ließ, und ihm meine Beschwerde mit der Erklärung vortrug, daß wir mit jenem Patrone nie wieder fahren wollten, suchte er mich höflich zu beruhigen, und versicherte, der Mensch, der uns Ursach zur Unzufriedenheit gegeben, solle uns nie wieder fahren. Und dieser Mensch, wie ich wohl wußte, aber gegen ihn ignorirte, war sein Bruder. — Er ließ uns nun immer durch andere

von seinen Leuten fahren, deren Benehmen man es unverkennbar ansah, daß ihnen befohlen war, uns höflich zu behandeln, und keine Veranlassung zur Unzufriedenheit zu geben. — Es war also aus dem anfangs prellerischen und ziemlich brüsken Manne, durch angemessenes Benehmen gegen ihn, ein ganz billiger und höflich gefügiger Mensch geworden. —

XIX.

Hätte er sich auf weitere Reisen eingelassen: so würde ich mit ihm am liebsten wegen unsrer Reise nach Neapel unterhandelt haben. Dergleichen unternahm er aber nie, um sein Geschäft in der Stadt und der nahen Umgegend nicht zu stören. Ein Anderer, bei dem ich anfragen ließ, that eine so unverschämte Foderung, daß wir ihn nicht weiter berücksichtigten. Jedermann rieth uns, die Reise nach Neapel in einem Wagen von Angrisani zu machen.

Dieser Angrisani wohnt in Neapel, hat aber auch ein Geschäfts-Bureau in Rom. Er ist der

Unternehmer einer Art von Schnellpost zwischen Rom und Neapel, und ist in Besitz von einer Menge von Wagen, ziemlich in der Art der deutschen Eilpostwagen eingerichtet, nur, so viel ich deren gesehn habe, weniger solid gebaut und nicht im besten Zustande. Ein Conducteur ist jedem Wagen beigegeben. Auf jeder Post-Station werden sehr rasch frische Pferde vorgespannt. Bestimmte Tage zu den Fahrten sind nicht festgesetzt, sondern diese werden erst anberaumt, so bald sich genug Reiselustige gemeldet haben. In der Regel fahren, wie ich glaube, zwei Wagen zugleich. Die Reisen werden immer in zwei Tagen gemacht. Sowohl hin nach Neapel, als zurück nach Rom, wird in Terracina übernachtet. Nach dem schriftlichen Contracte, den man bekommt, hat man keinem Postillon ein Trinkgeld, sondern nur dem Conducteur nach beendigter Reise ein Geldgeschenk (einen Piaster) zu geben; und man erhält unterwegs Nachtquartier und pranzo (Mittagsmahlzeit) auf Hrn. Angrisanis Kosten. Der gewöhnliche Preis eines Platzes ist 12 Piaster. Um uns aber die beiden Plätze vorn im Cabriolet oder Coppé zu sichern, mußten wir jeden Platz mit 13 Piastern bezahlen. Koffer, Nachtsäcke und Hutfutterale werden oben auf die Decke des Wagens gepackt.

Das Opfer, was Hr. Angrisani seinen Reisenden an freier Bewirthung bringt, nimmt sich in dem Contracte gar nicht übel aus, reducirt sich in der Wirklichkeit aber auf eine wahre Lächerlichkeit. Jeden Tag wird gegen Mittag eine Stunde etwa angehalten. Da stärken sich die Reisenden auf eigene Kosten an einer Collazione (Frühstück) mit warmen oder kalten Speisen. Auf das kostenfreie Mittagsmahl (pranzo) muß man bis zur Ankunft im Nachtquartier zu Terracina hoffen. Um 10 Uhr Abends kamen wir dort an, und erst in der Mitternachtsstunde wurde das Mahl aufgetragen. Mehrere der Reisenden hatten sich, ohne es abzuwarten, niedergelegt. Am Morgen des zweiten Tages mußte Jeder für sich selbst sorgen; so auch wieder gegen Mittag für das sogenannte Frühstück; und mit dem Mittagsmahl am zweiten Reisetage, hatte Hr. Angrisani sich nicht zu befassen, weil man da an dem Orte seiner Bestimmung angekommen, (was bei uns in Neapel erst gegen Mitternacht der Fall war) wieder selbst für Speise und Trank zu sorgen hat.

Der Gasthof in Terracina befindet sich in einem großen Palast, in dessen unteren Räumen die Douane ist. Diese Nähe gewährt den Reisenden, wenn sie von Neapel, also aus dem Auslande kommen, eine große Bequemlichkeit. Nirgends in

Italien, auch in dem kleinsten Neste oder einzeln liegendem Gasthofe untergeordneten Ranges, habe ich aber die Bedienung so schlecht und überhaupt eine solche Unordnung und Nachlässigkeit gefunden, als in den weiten Räumen dieses Gasthauses! Als wir, auf der Hinreise nach Neapel, dort angekommen waren, währte es lange, ehe der Conducteur mein Hut-Futteral fand. Unterdessen waren die anderen Reisenden Alle mir vorangeeilt, und hatten Besitz von mehreren Zimmern genommen. Ein Cameriere ließ sich nicht sehen. Einen Klingelzug konnte ich nicht finden. Mein Rufen an der Treppe blieb unbeachtet. Ich begab mich also auf eine Entdeckungsreise, und fand glücklich ein geräumiges Zimmer mit drei Betten, das noch nicht in Beschlag genommen zu seyn schien, obgleich ein Licht auf einem Tische stand. Ich legte also, neben dem einen Bette, Mantel und Hutfutteral, als aufgepflanzte Fahne zum Zeichen der Besitznahme, auf einen Stuhl. Lange rief ich vergeblich nach einem Handtuch und einer Lichtputze. Als ich einige Zeit in dem Versammlungssaal gewesen war, und nach meinem Zimmer, das ich, wegen des mangelnden Schlüssels an der Thür, nicht hatte verschließen können, zurückkehrte, war der Leuchter mit dem Lichte und der Wasserflasche verschwunden. Erst nach den ernstlichsten Debatten mit

dem faulsten und unhöflichsten von allen Cameriere's, die mir vorgekommen, bekam ich vor dem Schlafengehen das Nöthigste. Zu meiner nicht geringen Ueberraschung sah ich, daß während des Abendessens, ein anderer, mir ganz unbekannter, kühner Eroberer, Besitz von dem einen der drei Betten genommen hatte, und darin bereits sanft entschlafen war. Vergeblich verlangte ich ein anderes Zimmer. Es hieß, man habe keins weiter. Ergeben in mein Geschick, legte ich mich also, unausgezogen, auf mein zuerst erobertes Bett. Als ich endlich eben ein wenig eingeschlummert war, erwachte ich plötzlich durch das Oeffnen der Thür. Der Cameriere führte noch einen Prätendenten ein, und verwies ihn an das noch leere, dritte Bette. Eine Protestation wäre vergeblich gewesen. Ich schloß also schweigend wieder die Augen, wenn ich gleich fast gar nicht schlafen konnte; und, dem Himmel dankend, daß aus unserm dreiblättrigen Kleeblatt nicht durch noch einen Eindringling etwa gar ein vierblättriges gemacht wurde, ergötzte ich mich an dem lauten Gebrause des mittelländischen Meeres, dessen Wellen unter meinen Fenstern, die ganze Nacht hindurch ein ruheloses Spiel trieben.

Ob alle Gäste in diesem Gasthofe so schlecht bedient werden, oder ob man nur, vorzugsweise, mit den Angrisanischen Pfleglingen so verfährt, weiß ich

nicht. Möglich wäre es wohl, daß Hr. Angrisani durch gar zu niedrige Zahlungssätze, die er für seine Passagiere entrichtet, sie zu einer Sorte von wenig beliebten Gästen macht, und so vor Wirth und Camariere's degradirt. Doch schien überhaupt ein Geist der Trägheit und Unordnung in dieser Wirthschaft zu walten. Den Caffee, den meine Reisegefährtin im Voraus für den folgenden Morgen bestellt hatte, erhielt sie erst, als sie schon zur Abfahrt im Wagen saß; und ich bekam gar nichts, und mußte — was mir auf der ganzen Reise sonst nirgends begegnet ist — völlig nüchtern von dannen fahren, obgleich für die Morgengabe jeder Reisende selbst zu zahlen hatte, und also nach Gutbefinden Zahlung gefordert werden konnte.

Auch über den Wagen, in welchem wir fuhren, hatten wir sehr zu klagen. — Nachdem seit dem 1sten Mai sehr schönes Wetter gewesen war, zeigte sich der 12te Mai, unser zweiter Reisetag, als ein höchst unangenehmer. Ein anhaltender Regen nöthigte uns, das aufgeklappte Fenster vor uns niederzulassen. Allein die einzelnen Theile, aus denen es zusammengesetzt war, schlossen so wenig fest aneinander, daß wir immer erneute Papierstreifen zwischen die Lücken schieben mußten, und dennoch den eindringenden Regen nicht gänzlich abhalten konnten. Das Schlimmste war, daß die Einrichtung zur Festhal-

tung des ganzen Fensters in ruhiger, senkrechter Stellung, durch Eintrocknen des Holzes und wacklich gewordene Haken, im allerschlechtesten Zustande war. Und da unglücklicher Weise ein heftiger Wind fast ununterbrochen uns entgegen war: so drückte dieser das Fenster dergestalt nach innen, daß ich auf die beschwerlichste Weise stundenlang abwechselnd eine meiner Hände angestrengt dagegen stemmen mußte. — So machte ein unglückliches Zusammentreffen zufällig stattfindender Unannehmlichkeiten, den Reisetag, der uns nach dem lange ersehnten Neapel brachte, zu dem schlimmsten unserer ganzen Reise. Keinesweges fiel es uns aber ein, deshalb auf Italien zu schelten, und über Enttäuschung zu klagen, wie Herr Nicolai bei jeder Gelegenheit thut.

Merkwürdig anzusehen, doch nichts weniger als ergötzlich, war die Wirthschaft mit Postillon und Pferden vor dem Wagen. Die Pferde größtentheils abgemagerte, zum Theil ganz entkräftete Thiere, deren Anblick oft tiefes Mitleid erregte! Geschirre und Zäume in der Regel in einem höchst schlechten Zustande! Sehr oft mußte der Conducteur absteigen, um bald hier bald dort mit einem Stückchen Strick oder auch mit einem Stück Bindfaden irgend einen Schaden auf kurze Zeit zu heilen. Einmal nahm er seine Zuflucht sogar zu einer starken Steck-

nadel, statt des Stiftes einer Schnalle. In Deutschland würde der allerärmste Lohnfuhrmann sich solches Geschirres schämen, und ein Posthalter, der auf solche lüderliche Weise das Fuhrwesen besorgte, würde gewiß sogleich aufs Strengste zur Verantwortung gezogen, oder seiner Stelle entsetzt. — In Italien nimmt man das leichter, wie man dort überhaupt Alles leichter nimmt. (Selbst der italienische Dreschflegel ist viel leichter als der deutsche.) Man ist bei dem Postwesen an jene Unordnung gewöhnt, und keine Oberbehörde scheint sich darum zu bekümmern. — Eben so ruppig in ihrer Art sind die meisten Postillone anzusehen. Ein preußischer und sächsischer Postillon — oder vielmehr fast jeder deutsche — sieht im Vergleich mit einem italienischen, namentlich einem neapolitanischen, wie ein geputzter Herr aus. Und auf den Vorderpferden saßen gewöhnlich kaum halbwüchsige Knaben, leicht und ärmlich bekleidet, manchmal so klein, daß es fast unverantwortlich schien, ihnen die Leitung von ein Paar Pferden anzuvertrauen. Allein die unreifen Knaben trieben ihr Werk, wie es schien, so recht con amore und mit angeborner, oder doch sehr früh geübter Anstelligkeit. Ohne Hülfe wußten sie sich auf das ungesattelte Pferd hinauf zu haspeln, und, alle Augenblicke mit vergnügten Augen und

Mienen rückwärts blickend nach dem Postillon, schienen sie fortwährend um den Beifall dieses ihres Herrn und Meisters, in gutmüthiger Naivetät, zu buhlen. Dabei waren sie, wie dieser, unermüdet mit ihrer schlechten Peitsche bemüht, auf die Pferde los zu schlagen. Daß sie Grausamkeiten gegen die armen Thiere begehen, fällt weder dem Einen noch dem Andern ein. Je mehr sie darauf los schlagen, desto rühmlicher glauben sie ihr Handwerk zu treiben. — Die Peitsche muß auch die Stelle des Posthorns vertreten, wenn ein eingeholter Wagen etwas seitwärts fahren soll, um mehr Platz zu machen, bei ihm vorbei kommen zu können, oder wenn in kleineren und größeren Ortschaften die Ankunft eines Wagens angekündigt werden soll, was wegen der, meistens sehr engen Straßen, oft nöthig ist.

Das schlechte Aussehen der neapolitanischen Postillone ist um so auffallender, da die Aufgeputztheit des Militairs und die Vorliebe zu glänzendem Paradeprunk in Neapel ganz besonders weit getrieben ist. Das Schildwachstehen, im ungestörten Frieden der Garnisonstadt, geschieht mit dem großen Tornister und darüber mit drei Riemen zierlich geschnallten Mantel auf dem Rücken, als ob sie eben ins Feld rücken, oder sich vor dem bösesten Wetter zu fürchten hätten; die Grenadier-Bataillone (oder

was es sonst für welche sind) haben hohe, furchtbare Bärmützen auf den Köpfen, dreimal so groß als das darunter befindliche Gesicht, als ob sie eben aus dem rauhesten Norden herkämen, oder demagogische Gassenbuben zu fürchten machen sollten; und die Tambourmajors der Schweizergarde haben auf der hohen Bärmütze einen noch höheren Federaufsatz, dessen untere Etage aus drei rothen und drei weißen, abwechselnd im Kreise aufgestellten Federn besteht, aus deren Mitte sich ein pyramidalischer Kronenbau von weißen Federn erhebt. — Tornister und Bärenfell in dem milden oft drückend heißen Neapel, sind gewiß eine höchst lästige Bürde, dagegen die komödiantische Decoration der Tambour-Majors wenigstens dazu nützlich zu seyn scheint, die Blicke leicht nach ihnen hin zu lenken, nämlich nicht allein des gaffenden Publikums, sondern auch des Bataillons, dem sie ihre telegraphischen Künste mit dem großen Knopfe ihres Scepter-Stockes vormachen.

Ein ähnlicher Putz der Postillone würde freilich zu den elenden Pferden und dem lüderlichen Geschirre schlecht passen; und der schmutzigste Postillon kann ja so unbarmherzig auf ein unglückliches Thier losprügeln, als ein geputzter. Also kann man sich bei ihren abgeschabten Jacken und Hüten beruhigen. — Unvergeßlich sind meinem Gedächtniß einige

Haupt-Prügelscenen eingeprägt. Zum Beispiel, als wir vom Posthause zu Itri (wenn ich nicht irre) abfuhren, waren, statt der gewöhnlichen vier Pferde, deren sechse vorgespannt. Der Grund hiezu zeigte sich sehr bald, in einer ziemlich steil hinaufgehenden, mit unregelmäßigen, breiten und glatten Steinen gepflasterten Straße. Als wenn es eine kriegerische Attake mit lautem Hurrah wäre, schrieen und prügelten der nebenher laufende Postillon nebst seinem Galopin und noch zwei anderen Stallleuten auf die Pferde los, bis sie sich alle in Galopp setzten; und dies dauerte so fort, bis der Zug auf der Höhe angekommen, und Menschen und Vieh dann eine Weile still standen, um wieder zu Athem zu kommen. Das vordere Paar Pferde wurde dann, als nicht mehr nöthig, zurück geschickt. — Die Quälerei auf dieser Stelle wird aber, indem ich dies schreibe, wohl nicht mehr getrieben werden, da eine neue Straße aus der Stadt ins Freie gebaut wurde, durch welche jene steile, böse Stelle umgangen wird. — Noch viel ärger war es auf einer der andern Stationen, ich weiß nicht gewiß, ob vor oder hinter Spiranese — nicht etwa wegen eines noch schlimmeren oder steileren Weges, sondern wegen noch schlechterer Pferde. — Es waren deren fünfe vorgespannt. Das stärkste darunter schien ein Trotzkopf

zu seyn, der, sobald er sich etwas stärker anstrengen sollte, dies nicht wollte, und sich lieber prügeln ließ, als daß er gehorsam Folge leistete. Die anderen waren zum Theil so abgetrieben, daß bei jeder etwas schwierigen Aufgabe ihre Kräfte nicht ausreichen wollten. Als es nun eine mäßige Höhe aufwärts ging, stiegen erst der Postillon und sein Galopin ab, um zu prügeln und zu schreien; dann that der Conducteur das Nämliche; und endlich kam noch ein kleines Freicorps von Fremden hinzu, und Alle schrieen unisono, so sehr sie konnten, und zerrten an den Zügeln, und prügelten auf die Pferde los, oder halfen den Wagen vorwärts ziehen und schieben! Und wenn es ein Stückchen aufwärts gegangen war, mußte eine kleine Pause gemacht werden, bis mit erneuten Kräften Geschrei, Prügelei und Quälerei abermals begann. Es war gräulich mit anzusehen und anzuhören! — Weiterhin kam eine Stelle, wo es nicht viel besser ging. Als da endlich die Höhe erreicht war, und die Straße sich etwas seitwärts in horizontaler Richtung wendete, spannte der Postillon das eine, vorzüglich geprügelte Thier aus, schob es ein Paar Schritte seitwärts aus der Bahn, und ließ es da stehen, ohne sich weiter darum zu bekümmern. Daß es Jemand stehlen würde, brauchte er nichtzu fürchten, denn was hätte der

Dieb mit einem so elenden Thiere anfangen sollen?! Ob es hat zurück nach seinem Stalle schleichen können, muß ich unentschieden lassen. Es war ein kleines, kläglich abgemagertes Thier. Als es ausgespannt war, sah ich mit Schaudern, daß der untere Theil seines Kopfes an der innern Seite von dem Halse bis zur Schnauze hinunter dick angeschwollen und ein großer Eitersack war! Wer es todt geschossen hätte, würde ein menschlich-gutes Werk gethan haben. —

Auf der Rückreise sah ich solche Gräulscenen nicht. Vielleicht waren zur Zeit unsrer Hinreise nach Neapel die Pferde gerade durch überhäuftes Hin- und Herströmen von Reisenden zu sehr angestrengt gewesen. Mehrere Tage wollte wenigstens Angrisani nicht fahren können, weil für die Königin von Sardinien alle Pferde in Beschlag genommen seyn sollten.

Ob man gleich bei der Reise mit dem Angrisanischen Wagen, wie ich oben berichtet habe, über Manches zu klagen hat: so reute es uns doch nicht, uns ihrer bedient zu haben. Wir kamen sehr schnell an unser Ziel, und ungleich wohlfeiler, als wenn wir mit Extrapost gefahren wären; und unser Wagen hatte eine Haupt-Strapaze nicht auszuhalten gehabt.

XX.

Zur Rückreise contrahirten wir wieder mit einem Vetturino von Rom über Perugia nach Florenz, auf welcher Fahrt es uns aber mit Pferden, die von einer eben gemachten Reise noch entkräftet waren, und mit einem Taugenichts von Fuhrknecht, nicht zum Besten ging. In Perugia verhandelte er uns an einen andern Vetturino, da eins seiner Pferde lahm geworden war; und auf der letzten Station vor Florenz mußte dieser uns wieder dem dortigen Posthalter überlassen, weil seine Pferde nicht weiter konnten. Zum Glück hatte ich wieder in dem Contrakte die Bedingungen gemacht, daß jeden Abend nur ein Napoleond'or, und der Rest erst in Florenz gezahlt werden sollte, wenn wir zu dem bestimmten Tage dort angekommen wären. Hätte ich hierdurch nicht uns gegen eine willkürliche und pflichtvergessene Behandlung im Voraus geschützt gehabt: so würde es uns schlimm ergangen seyn.

In Florenz stieß uns gleich bei unsrer Ankunft der brave Vetturino Gaetano Calvetto wieder auf, der uns im April nach Rom gefahren hatte. Er mußte aber am folgenden Tage, laut geschlossenen Contrakts, eine Reise nach Mailand antreten. Auf Empfehlung eines dort ansäßigen Deutschen, schloß

ich nun einen Contrakt ab, mit einem soliden Manne, Namens Bolzani, welcher wohl das größte Reisefuhrgeschäft in Florenz hat. Dieser gab uns bis Genua ein Paar so tüchtige Pferde und einen so guten und verständigen Fuhrknecht, daß wir ihn auch von Genua bis Nizza behielten.

Da unser Wagen in Rom monatelang gestanden hatte, ohne von Regen oder anderem Wasser befeuchtet worden zu seyn, ob ich gleich bei der Abreise nach Neapel die Vorschrift gegeben hatte, ihn täglich zu begießen: so war er sehr ausgetrocknet, und ich zog daher, so lange als möglich, das langsamere und vorsichtigere Fahren mit Vetturino-Pferden vor. Ich contrahirte daher wieder von Nizza bis Marseille mit einem Nizzaischen Vetturino, welcher sich auch so benahm, daß wir zufrieden seyn konnten.

In Marseille drang sich mir ein französischer Lohnkutscher auf, der bei der Unterhandlung versicherte, daß er ein bon enfant sey, der sich späterhin aber als ein wahrer Gauner erwies. Sein Gesicht und Blick erinnerte mich an das Portrait von Massaniello, was ich in der öffentlichen Gemälde-Sammlung zu Neapel gesehen hatte, und aus welchem unverkennbar ein recht verschmitzter Gauner aus der Hefe des Volks herausschielte.

Ich war froh, als ich mich seiner zu Valence, jenseit Avignon, entledigen konnte.

Von da an reisten wir wieder mit Extrapostpferden über Lyon nach Paris, und dann nach Rouen, wo wir mit einem Dampfboote die Seine hinunter nach dem Havre, und von da übers Meer nach Hamburg gingen.

Dem französischen Extrapostwesen muß ich nachrühmen, daß wir immer prompt bedient wurden, und mit Ausnahme einer einzigen Station, wo wir ermüdete Pferde bekamen, immer mit sehr kräftigen, gut eingefahrenen Pferden rasch weiter befördert wurden. Man erhält gedruckte Stationslisten mit Angabe der Meilenzahlen, und ist also von dieser Seite gegen Prellereien geschützt. Die Postillone, gut gekleidet, die Jacken manchmal überflüßig mit Knöpfen besetzt, und mit abenteuerlich großen und schweren Stiefeln an den Beinen, waren höflich und ungleich bescheidener in ihren Ansprüchen, als die Italiener. Erhielten sie nur fünf Sous als Zugabe über das tarifmäßige Trinkgeld: so waren sie zufrieden. — Nur die Postmeister auf mehreren Stationen treiben eine Profitmacherei, die Einen anfangs wohl unwillig macht, an die man sich aber endlich auch gewöhnt. Wo nämlich eine Station nur ein wenig bergig ist, müssen, gesetzmäßig, statt zweier Pferde,

drei genommen werden. Wenn angespannt werden soll, wird dann gefragt, ob man das dritte Pferd wirklich vorgespannt haben und voll bezahlen, oder ob man es weglassen, und zwei Drittheile des vollen Preises dafür bezahlen will, wozu dann auch noch eine verhältnißmäßige Erhöhung des Trinkgeldes für den Postillon kommt. Um wohlfeiler wegzukommen, wählt man das letzte; und die Fahrt geht mit den zwei Pferden so rasch über die Berge, daß man das dritte nicht vermißt. Die Berge müssen also nur den Vorwand hergeben, den Reisenden mehr Geld abzupressen. Doch mehr, als diese, hätten eigentlich die Pferde Ursach sich zu beklagen, weil sie ihrer zwei Das thun müssen, was eigentlich ihrer drei thun sollten. —

Aus den obigen, von mir mitgetheilten Erfahrungen über das Reisen mit einem eigenen Wagen in Italien ergiebt sich also dreierlei. Nämlich erstens, daß ich keine Ursach hatte, über Prellereien der Postmeister zu klagen; zweitens, daß man, wenn man es nur recht anfängt, den zudringlichen Betteleien der italienischen Postillone wohl Zaum und Gebiß anlegen kann; und drittens, daß man, wenn nicht große Eile nöthig ist und wenn man vorsichtig wählt und contrahirt, (wenn man will, gleich von Ober-Italien an) mit Vetturino-

Pferden, sehr gut von einer großen Stadt zur andern reisen kann. — Herrn Nicolai's gewaltige Klagen über Postmeister und Postillone sind daher größtentheils ein ganz wüstes Geschrei, wodurch er nur seinen Mangel an richtiger Einsicht, an Reise-Erfahrung und an passendem Benehmen zur Schau stellt.

Dem italienischen Postwesen fehlt nur ein Nagler, um es noch angenehmer zu machen, als das französische und das deutsche. Die Wege sind in Italien ungleich besser, als in Frankreich und und großentheils in Deutschland; und in dem Italiener steckt ein angenehmerer Postillon, als in dem Deutschen. Denn der Italiener ist gewandter, munterer, höflicher als es in der Regel der deutsche ist — und dem Trunke nicht ergeben. Würde von oben herab mit Strenge darauf gesehen, daß der italienische Postillon mit einem bestimmten Trinkgelde zufrieden seyn müßte: so wäre mit ihm auch eben so angenehm zu reisen, als mit dem französischen. — Die schlimmsten Erfahrungen über Gastwirths- und Handwerker-Prellerei haben wir in Frankreich gemacht. Der Franzose ist eben so geneigt dazu, als der Italiener, und dennoch ist der französische Postillon bescheiden. Eben so würde es der italienischen Postillon seyn, wenn nur ein Nagler

da wäre, der Alles mit Einsicht und Strenge ordnete. —

Daß man, bei einer Reise in einem Vetturino-Wagen leicht mit Leuten niederen Standes als Reisegefährten zusammentreffen kann, ist nicht zu leugnen, und man darf sich daher auch nicht wundern, wenn in einem Wirthshause manchmal Reisende und Vetturino mit einander an einem und dem nämlichen Tische speisen; aber eben so gewiß ist es auch, daß viele Personen gebildeten Standes nicht selten diese Art zu reisen wählen. Und da die Italiener dies aus sehr vielfältiger Erfahrung wissen: so ist es von Herrn Nicolai ganz ins Blaue hinein geschwatzt, wenn er behauptet, Jeder, der mit einem Vetturino-Wagen reise, werde in Italien für einen Lump angesehn. — Der Ehrentitel Lump entschlüpft überhaupt öfter seiner Feder, selbst in Beziehung auf seine eigene Person. Bald behandelt ein päbstlicher Paßbeamter ihn, wie einen Lump, bald meint er ein Cameriere denke von ihm und seinen Reisegefährten: „das sind erbärmliche, deutsche Lumpe!" — Beide Male hatte er übrigens Veranlassung dazu gegeben, daß er unfreundlich und etwas geringschätzig behandelt wurde; denn er sagt selbst, daß er dem Paßoffizianten, dem es schwer

wurde, den deutschen Paß zu lesen, unaufgefodert höchst verdrüßlich, also wahrscheinlich in einem beleidigenden Ton, erklärt habe, er wolle ihm helfen; und mit dem Cameriere war er um eine Flasche wohlfeilen Weines, der bei den Mahlzeiten in Italien gar nicht besonders berechnet wird, in einen Wortwechsel gerathen.

XXI.

Dieser letzte Fall gehört eigentlich zu den Jeremiaden über die Geldschneidereien in den Wirthshäusern, wirft aber ein weit nachtheiligeres Licht auf die Nicolaische Reisegesellschaft, als auf den Wirth und den Cammeriere im schwarzen Adler zu Aquapendente, und ist einer der schlagendsten Beweise, mit welcher ökonomischen Inconsequenz Herr Nicolai reiste.

Die Gastwirthe treiben, nicht als barmherzige Brüder in Hoffnung auf Lohn im Himmel, sondern um Geldgewinns willen hier auf Erden, ihre größere oder kleinere Gastwirthschaft. Arabische Gastfreundschaft ist in Europa nicht Mode, und wäre, auch bei dem besten Willen, auf

den großen Reisestraßen nicht ausführbar. Der Reisende hat es also dankbar zu erkennen, daß es fast aller Orten Leute giebt, die mit Haus und Hof, Küche und Keller ihm zur Beherbergung und Beköstigung zu Dienste stehn. Die Gastwirthe mit ihren Leuten führen meistentheils ein höchst geplagtes Leben, haben Tag und Nacht fast keine ruhige Stunde, und müssen oft die wunderlichsten Launen roher oder vornehm auftretender fremder Menschen ertragen. Sie haben Kapitale in Haus und Hof und in einer Menge von Geräthschaften stecken. Männliche und weibliche Dienerschaft muß gehalten werden; es müssen mancherlei Vorräthe da seyn, von denen Manches verdirbt; und in der Regel kann der Wirth kein anderes Gewerbe treiben, um sich und seine Familie zu ernähren. Er muß also jeden Reisenden, der bei ihm einkehrt, als einen Steuerpflichtigen betrachten, der ihm das Gelieferte, nicht etwa nach dem Marktpreise, sondern zu sehr erhöhter Taxe bezahlt, und ihm dadurch die Zinsen für Haus, Hof und Material, so wie die Kosten des ganzen Hausstandes tragen hilft. Das ist nicht mehr, als billig; und der Reisende, der solche Opfer nicht bringen will oder kann, muß zu Hause bleiben, wo er freilich ungleich wohlfeiler leben kann.

Was für den egyptischen Landmann die Ueberschwemmung des Nils ist, das ist für den Gastwirth das Zuströmen der Reisenden. Wie Jener auf die Absetzung des fruchtbringenden Nil-Schlammes, so setzt dieser auf die Zahlungen der Reisenden seine Hoffnung. Jeder ankommende Fremde, je nachdem er zu Fuß oder zu Wagen, ärmlich oder wohlhabend aussehend, ankommt, wird meist schon im Voraus taxirt, in Absicht der Steuer, die er in die Kasse des Wirths und der Dienerschaft zu zahlen hat. Will nun der Reisende, der nicht zur ärmern Klasse gehört, sich durch besondere Oekonomie oder Knauserei jener Steuer entziehn: so ist er ein unwillkommener Gast, und wird mitunter für seine Hungerleiderei dadurch bestraft, daß er eben so viel bezahlen muß, als wenn er sich die übliche Besetzung der Tafel hätte gefallen lassen. Auch in der Schweiz und in Deutschland verfährt man häufig eben so.

Nun kam Hr. Nicolai nebst seinen Reisegefährten mit sechs Extrapostpferden in Aquapendente an. Bei vier solchen Reisenden durfte der Wirth schon auf eine hübsche Einnahme für Essen, Nachtquartier und Frühstück rechnen. Aber auf die Frage, was man zur Abendmahlzeit beföhle, wird erwiedert, daß man nur Suppe und Braten zu haben wünsche. (Selbst der Vetturino giebt seinen Rei-

senden Abends vier, fünf Gerichte.) Dem Cameriere wird aber wiederholt die bestimmte Erklärung gegeben, daß die vier Personen nichts als vier Portionen Suppe und **zwei** Portionen Braten erwarteten. Und als der Cameriere zwei Flaschen Wein auf den Tisch setzt, schiebt man ihm, „empört hierüber", die eine Flasche mit der Erklärung zurück, daß man gar keinen Wein verlangt habe; der Cameriere setzt die Flasche aber wieder auf den Tisch und sagt: „das bleibt sich gleich, Sie mögen trinken oder nicht." Und da meint denn Hr. Nicolai eben, daß der Cameriere ihn und seine Reisegefährten für erbärmliche deutsche Lumpe gehalten haben möge. — Ob Jener sich dieser sündlichen Gedanken wirklich schuldig gemacht, bleibe dahin gestellt. Gedanken sind zollfrei.

Wie voraus zu sehn gewesen wäre, müssen am andern Morgen bei der Abreise die vier vornehmen Reisenden neun Piaster bezahlen. Hätten sie sich nach hergebrachter Weise anständig bewirthen lassen: so würden sie nicht mehr, vielleicht weniger haben bezahlen müssen. — Höchst unbilliger Weise will man nun dem Cameriere, der vier Personen Abends und Morgens zu bedienen gehabt hat, nicht einmal ein Trinkgeld geben, und wirft ihm endlich, als er dem Wagen nachschreit, ein ziemlich kleines hin. Und

daraus entsteht dann der, früher schon erwähnte Straßen-Scandal, welcher, mit Herrn Nicolai's verlachter Rede an den versammelten Pöbel, der ganzen kläglichen Geschichte die Krone aufsetzt. — So will er auch in Florenz nicht in einem an die Schlafzimmer stoßenden Saale frühstücken, um zu ökonomisiren, worüber der Cameriere mit äußerstem Befremden die Nase rümpft, und mit wegwerfendem Hohne und mit beleidigender Verachtung im Blicke sagt: „Sie werden doch nicht im Schlafzimmer speisen?" —

Nun geht zwar eigentlich die ganze übrige Welt die Inconsequenz nichts an, daß Hr. Nicolai da und dort die übertriebensten Trinkgelder zahlt, und dann da und dort auf die unangemessenste Weise Ersparungen zu machen sucht; allein er selbst veröffentlicht in seinem Anklagelibell diese Inconsequenzen, um die härtesten Urtheile über Italien und die Italiener auszusprechen: also darf man ihm auch öffentlich sagen, daß sein Verfahren sehr oft ein höchst verkehrtes war, daß er sich dadurch selbst auf der Reise eine Menge von unangenehmen Auftritten zuzog, und daß seine gedruckten Berichte hierüber ihn zur Zugabe noch vor der deutschen Lesewelt lächerlich machen.

Gern gebe ich zu, daß man in den Gasthöfen Italiens vielerlei arge Unordnung und Unreinlichkeit sieht. Indessen könnte ich, wenn ich mit Hrn. Nicolai um den Preis ringen wollte, von mehreren französischen Mittags- und Nachtquartieren zwischen Nizza und Toulon noch viel Schlimmeres berichten. Und in den schlechtesten Gasthöfen Italiens war oft ein recht gutmüthiges Bestreben, uns Alles möglichst erwünscht einzurichten, unverkennbar. Das wog dann manches Unerfreuliche auf. — Schlecht gearbeitete, schmutzige Fenster, mit Wasserfarbe angestrichene Thüren, die nicht abgewaschen werden können, schlechte Schlösser und fehlende Schlüssel an Thüren und Kommoden kommen häufig vor. In der Regel Zimmer und Betten im Ueberfluß, aber Alles, wenn auch nicht grade unreinlich und unheimlich, doch meistens sehr unwohnlich und unerfreulich. Das Tischzeug, wenn es auch nicht schmuzig ist, sieht schlecht aus, weil es nicht gerollt wird. Und so kann man noch über Mancherlei klagen. Doch reines Bettzeug habe ich überall erhalten, so daß ich von dem Ueberzuge, den ich für den Nothfall bei mir hatte, nie nöthig gehabt habe, Gebrauch zu machen. Die überflüssige, ja übertrieben scheinende Höhe und Breite der eisernen Bettgestelle ist sehr zweckmäßig. Die Höhe schützt, wenn auch

nicht ganz, doch sehr, gegen das springende Ungeziefer auf dem Fußboden. Die Breite bietet abwechselnd kühle Stellen in heißen Nächten, ohne, wie Hr. Nicolai meint, darauf berechnet zu seyn, daß ihrer zwei zusammen schlafen sollen; das Eisen ist, wegen der Einnistung der Wanzen, dem Holze vorzuziehn. Und eine italienische Matratze von Maisblättern ist mir lieber, als eine deutsche von Pferdehaaren, weil jene, bei ein paar offen gelassenen Stellen in der Naht, jeden Morgen mit leichter Mühe aufgelockert werden kann. — Aber die Stellvertreter der Kopfkissen, die langen, dicken, runden „Wülste, die (wie Hr. Nicolai sagt) in der Art unter den Kopf zu liegen kommen, daß das Genick abstirbt, und man des Morgens gleichsam mit zerschlagenen Gliedern aufsteht" — sind Martermaschinen, auf denen ein unglücklicher Reisender, der nicht daran gewöhnt ist, nicht schlafen kann! Wenigstens Herr Nicolai nicht! Und ich — um doch in einem Stücke mit ihm zu sympathisiren — ich auch nicht!

Mit herzzerreißendem Jammer ist es in Herrn Nicolai's Buche zu lesen, wie schlecht er auf jenen Wulsten oder Walzen geschlafen, mit welchen Kopf- und Nacken-Schmerzen er am Morgen von seinem Marterlager aufgestanden! — Wahrlich, er

dauert mich! Und ob ich ihn gleich (trotz meines Mitleids) wegen seiner unbegreiflichen Rath- und Thatlosigkeit, um sich von dieser Noth zu befreien, unwillkürlich auslachen muß: so will ich ihm doch, für den Fall, daß er noch ein Mal nach Italien reisen sollte, hier vertraulich ins Ohr sagen, durch welches Zauber- und Hexen-Mittel ich mich von jener Marter befreite. Je weiter er selbst davon entfernt gewesen zu seyn scheint, ein solches Hexen-Kunststück zu ersinnen, um so mehr wird er hoffentlich die wundervolle Inspiration anstaunen, welche mich befähigte, es kühn zu erfinden, und — weil das Glück dem Kühnen hold ist — es auch kühn und glücklich auszuführen. Er höre und vernehme mit gerechter Verwunderung also Folgendes:

So bald mir, in großen oder kleinen Städten Italiens und Frankreichs, ein Schlafzimmer angewiesen wurde, dessen Bett mir mit einer solchen Marter-Walze drohte, sagte ich dem Cameriere, daß ich nicht gewohnt sey, so mit dem Kopfe zu liegen: er möge mir also ein oder ein paar Kopfkissen bringen und gegen die Walze legen. Dies geschah jedesmal mit bereitwilliger Dienstfertigkeit — und siehe da, ich hatte dann ein sehr bequemes Lager für meinen Kopf, und ich schlief darauf vollkommen so gut, als auf meinem heimathlichen.

Hätte Hr. Nicolai einen ähnlichen Hexen- und Zauber-Spruch ersonnen und ausgesprochen: wie viel Noth und Verdruß hätte er sich auf seiner Reise — wie viel herzbrechende Klagen in seinem Buche sparen können! — Wahrlich, weniger Genie zum Reisen kann man kaum haben, als Hr. Nicolai! Wäre er doch lieber zu Hause geblieben!

Dann hätte er auch nicht allen den unsäglichen Jammer mit Speise und Trank — erst in Italien zu erleben, und dann, wiederkäuend, in seinem Buche höchst unappetitlich zu beschreiben gehabt! — Das Brodt, das er bekommt, ist immer „saurer Kloß," es sind „Klumpen gebacknen Sauerteigs," oder er erhält „eine abscheulich schmeckende saure Semmel, oder ein steinhartes, weißes, ungesalzenes und völlig geschmackloses Gebäck." Ein ander Mal sagt er von der einen Sorte Semmel, „sie besteht aus einem ungesäuerten, steinharten, stets 14 Tage alten, fade schmeckenden Backwerk, welches etwas kleiner, als die saure Semmel, mit allerlei Knollen und Spitzen versehen ist. Diese Knollen und Spitzen vermehren noch die Härte der Rinde; verdirbt man sich an der sauren, runden Semmel den Magen, so geräth man bei der knolligen in Gefahr, sich die Zähne auszubeißen. Das sind die Gefilde Italiens." —

Ich weiß nicht, ob Hr. Nicolai mich für glücklich oder unglücklich organisirt erklären wird, wenn ich bekenne, daß ich mich nicht erinnere, jemals Brodt in Italien gegessen zu haben, das man mit Recht „sauren Kloß" nennen könnte, und daß ich mich nie in der Gefahr gefühlt habe, mir an der einen Semmel den Magen zu verderben und an der andern mir die Zähne auszubeißen. Schmeckte mir Semmel oder Brodt nicht: so aß ich nicht davon. — An einer andern Stelle sagt er, jenes steinharte, fade schmeckende Backwerk mit vorspringenden Spitzen mache bei jedem Bissen die Zähne im Munde wackelnd! — Was muß der arme Herr Nicolai für ein schwaches Mägelchen und für wacklige Zähne haben! Und wie unglücklich hat es sich in den Orten getroffen, wo er die eine Sorte Semmel fand, daß er immer erst 14 Tage, nachdem sie gebacken war, ankam. Da mußte sie freilich steinhart seyn! Ich muß wohl den ungeheuren Treffer gehabt haben, immer so eingetroffen zu seyn, daß sie erst einige Stunden, oder einen Tag alt war, denn ich habe sie nie steinhart gefunden. In Neapel, wo man mir ein paar Mal Semmel vom vorigen Tage auftischte, habe ich dem Cameriere tüchtig den Kopf gewaschen. — Ob man in der Regel Mais dazu nimmt, weiß ich nicht. Das aber

weiß ich, daß Hr. Nicolai sich gewaltig vergaloppirt, wenn er meint, man baue keinen Weizen in Italien. Ich habe öfter Weizenfelder bemerkt, in ihrer stufenweisen, schnellen Entwicklung. Am 11ten Mai sah ich z. B. bei Albano Weizen blühen. Und so durch ganz Italien habe ich ihn in allen Stufen der Entwicklung gesehn. Am 5ten Junius sah ich auf dem Wege von Castelamare nach Neapel schon Weizen dreschen. Hätte Hr. Nicolai die Augen ordentlich aufgethan: so hätte er gewiß auch Weizenfelder sehen können, da er zu einer Jahreszeit in Italien eintraf, wo der Weizen noch nicht überall abgeschnitten war. — Hr. Nicolai erweist sich also eben nicht als einen guten Beobachter. Das hindert ihn aber keinesweges, seine Urtheile mit einer Sicherheit auszusprechen, als ob er sich rühmen könne, einer der besten Beobachter zu seyn. —

Wären die Speisen, die man in Italien (mit Ausnahme der wenigen großen Städte) in den Wirthshäusern erhält, wirklich so schlecht, so ekelhaft und fast ungenießbar, wie Hr. Nicolai sie schildert: so wäre es freilich für Jeden, der nicht zur ärmlichsten Volksklasse gehört, eine Art von Pönitenz, in Italien zu reisen. Man höre! — Herr

Nicolai versichert im Allgemeinen, „daß man, wenn man sich nicht in dem vorzüglichsten Gasthofe der Hauptstädte befindet, überall Speisen erhält, die ein civilisirter Mensch kaum hinunter würgen kann.“ Die Fadennudeln in der Suppe sind mietig; bei einer und derselben Mittagsmahlzeit soll man drei bis vier Mal dieselbe Sorte stinkender Fische, nur verschiedenartig zubereitet, erhalten; und nicht allein die Seefische sind übelriechend, auch die frischgeschlachteten Hühner, die man als Leckerei vorsetzt, sind es; an einer Stelle drückt er sich hierüber noch bestimmter aus, und klagt über „frischgeschlachteten, zähen und noch ganz nach Hühnerfedern riechenden Hühnerbraten;“ in Capua hat den armen Reisenden ihre „Aetzung“ Höllenqual gemacht; er versichert, daß man zur täglichen Stillung des Hungers „eine den Nahrungsmitteln der Hottentotten vergleichbare Ekelkost hinabwürgen müsse“; die Beschreibung, die er von den Maccaroni's macht, ist schauderhaft (ich habe, des Käses wegen, keine gegessen); wenn von einem Eierkuchen die Rede ist: so heißt es, daß er waschlappenähnlich gewesen, oder er wird auch gleich wie „gebackne Waschlappen“ bezeichnet; die Artischocken sind halb verfault; die Apfelsinen sind so sauer, daß man sie nicht genießen kann; auch

wird in Florenz geklagt, daß der Cameriere mit so drängender Eile die Speisen tranchire und hinreiche, daß man sie hinunter würgen müsse; das Kochen und Braten mit Oel gebe allen Speisen einen fast widrigen Geruch und Geschmack, und die Häuser und Straßen und Städte röchen danach; der Wein ist meistentheils ein schlechtes „Gesöff"; in Bracco ist er eine „trübe gelbe Jauche"; und im Posthause zu Ronco schwimmen in dem Weine „eine Menge darin abgegohrner Flöhe von Wanzengröße, so wie auch die Butterkleckchen beim Frühstück häufig mit Flöhen garnirt sind"; alle vier Reisenden (damit Keiner vor dem Andern einen Vorzug habe) finden Jeder auf seiner Butter vier, fünf Flöhe; und ist ein Mal das Mittagsmahl, wie in Neapel, als lucullisch zu loben: so bedecken „Schwärme von Fliegen die aufgetragenen Speisen, und wenige Augenblicke genügten, um Alles in Unflath zu hüllen," und nimmt man (eben daselbst) beim aufgetragenen Frühstück, das Weinlaub von Zuckerdose, Semmel und Butter hinweg, welches darauf gelegt war, „um die ersten Angriffe des Ungeziefers abzuhalten, so zeigt sich Alles von Fliegenunflath dick besudelt."

Diese Schilderungen mögen für viele Leser fast schauderhaft zu lesen seyn; ich aber habe sie lachend,

und nicht ohne Dank für mein besseres Geschick, gewissenhaft aus dem großen Jammerbuche des Herrn Nicolai excerpirt. — Es ist nicht anders möglich, als daß ganz Italien gegen den unglücklichen Reisenden auf eine recht teuflische Weise verschworen gewesen seyn muß — nicht der Straßenpöbel allein, nebst Postmeistern, Postillionen, Paß- und Zollofficianten, Gastwirthen und Cameriere's, sondern auch die Kellner, die Köche, und — überall in große Freicorps vertheilt — das ganze Geschmeiß von Fliegen, Flöhen und Wanzen, was es in Italien giebt! — Aber wodurch hat dieser gefühlvolle, gebildete, civilisirte Mann (wie er sich selbst nennt) eine solche Fluth von Widerwärtigkeiten verschuldet?! Und wodurch habe ich das Glück ververdient, von seiner tausendfachen Noth — namentlich auch in Absicht auf Speise und Trank — so wenig zu empfinden? —

Herr Nicolai wird vielleicht erwiedern, ich habe von Allem, was ihn bis zur halben Verzweiflung plagte, nür deshalb so wenig empfunden, weil ich nicht so gefühlvoll, nicht so gebildet, nicht so civilisirt sey, als er! Dies muß ich für's Erste dahin gestellt seyn lassen. Wer uns Beide gehörig kennt, mag hierüber entscheiden. Aber unterdessen wünsche ich mir doch, recht vergnügten Herzens, Glück dazu,

daß in dem Maße, wie bei ihm der Reise-Verdruß hundertfach die Reise-Freude — umgekehrt, bei mir die Reise-Freude hundertfach den Reise-Verdruß überwog! —

XXII.

Schwerlich wird es Jemand Herrn Nicolai verdenken, daß ihn etwas Gutes besser schmeckt, als etwas Schlechtes, und daß er also lieber etwas Gutes als etwas Schlechtes genießt. Das ist eine Philosophie, zu welcher sich fast alle Bewohner unsers Planeten bekennen, wenn gleich die Begriffe von Gut und Schlecht auch in Absicht der Speisen gar sehr verschieden sind. — Auch ist ohne Widerstreit zuzugeben, daß man in den Gasthöfen der kleinen Städte in Italien, nicht eben auf Köche aus der Schule des alten Feinschmeckers Apicius stößt, und nicht wie bei Jagor in Berlin, und wie bey Very im Palais royal zu Paris, bewirthet wird. Aber man reist ja nicht nach Italien, um zu schmausen — wenigstens nicht in den kleinen Städten; und wenn man nur auf leidliche Weise

Hunger und Durst stillen kann, um Leib und Seele zusammen zu halten, bis man in den größern Städten wieder bessere Tafelfreuden genießt: so kann man schon zufrieden seyn. — Auch muß man mitunter auf eine schlechte Bewirthung gefaßt seyn, wenn man Hunderte von Meilen weit reist, nicht blos in Italien, sondern in der ganzen Welt. Wen eine schlechte Mahlzeit schwermüthig macht, und wer verlangt, daß alle Speisen grade so bereitet seyn sollen, wie seine heimathliche Köchin sie bereitet, der muß sich nicht über das Weichbild seines Wohnorts hinaus verlaufen.

So arg, wie Hr. Nicolai sie schildert, habe ich die Bewirthung in Italien nicht gefunden. Ich scheute mich beim Antritt unsrer Reise etwas vor der Bereitung der Speisen mit Oel, was ich überall nicht liebe. Allein mitten in Italien fiel mir dies erst wieder ein, und ich bemerkte es kaum, daß wir Speisen bekamen, die, statt mit Butter, mit Oel bereitet waren. Mein Vorurtheil war also ganz ungegründet gewesen, und ich wurde gänzlich davon geheilt.

Herr von Rumohr, dessen Buch über den Geist der Kochkunst mir jetzt eben zufällig unter die Augen gekommen ist, sagt an einer Stelle: „das Olivenöl ist für die gemäßigten Erdstriche, was

die Butter den nördlichen und völlig südlichen. Wir Nordländer bedienen uns desselben nur zu kalten Tunken. Doch kann man nicht leugnen, daß es besser ausbackt, als Schmalz und Butter und hier und da in der Küche jedem andern Fettstoffe vorzuziehen ist."

An einer andern Stelle sagt Hr. v. Rumohr: „letzteres (das Olivenöl) macht die Oberfläche eines Abgebacknen besonders sperre, und eignet sich auch sonst zum Backen von Fischen viel besser, als Butter und Schweinefett."

Ich meine, Hrn. v. Rumohr's Stimme ist in Sachen der Zubereitung und des Geschmacks der Speisen, gewichtiger, als Herrn Nicolai's Stimme. Ich selbst überzeugte mich sehr bald, daß man in Italien und im südlichen Frankreich nicht an das schlechte, ranzige Oel denken muß, was man mitunter in den schlechteren Gasthöfen Deutschlands zur Bereitung des Salats nimmt. — Hottentottenkost ist uns in ganz Italien nirgends vorgesetzt worden. Selbst in den einzeln liegenden Gasthäusern und in den kleinsten Städten, konnten wir uns ohne Ekel satt essen, und mußten nie „hungern, wegen elender, schmuziger Kost", wie Hr. Nicolai sagt. Wir erhielten — ein oder zwei Mal ausgenommen — immer zum Mittag- und Abendessen Fleischbrüh-

suppe, mit der man, wenn sie auch nicht vorzüglich war, doch zufrieden seyn konnte. Und an den Reisetagen (nur in Terracina nicht) jenachdem wir um 4 oder 5 Uhr Morgens aufbrachen, pünktlich eine halbe Stunde vorher, erhielt meine Reisegefährtin ihren Kaffe, und ich etwas Suppe oder Fleischbrühe, weil ich keinen Kaffe trinke, und des Morgens doch zur Reise, statt meines sonstigen Glases Wasser, etwas Warmes haben wollte. — Daß der Hammel- oder Hühnerbraten, und die Karbonade mitunter etwas hart ausfielen, war nicht anders zu erwarten, wenn in möglichster Eile drei-, viererlei Gerichte geschafft werden sollten, und das Fleischwerk noch zu frisch geschlachtet war. — Einmal bekamen wir den bestellten Spinat blos in Wasser gekocht und ungehackt, worüber wir sehr lachten. Ein Allerlei von gebratnem Geschnippel, was uns öfter vorgesetzt wurde, war auch uns eben nicht angenehm, doch nie ekelhaft. — Die Seefische haben einen scharfen Geruch, wie ihn freilich die Spree-Fische nicht haben, aber er ist kein Zeichen von Verdorbenseyn, und nicht die italienischen Seefische allein haben jenen Geruch, sondern auch die an den deutschen Meeresküsten. Die Eierkuchen habe ich in Italien sehr gern gegessen, und nie dabei an einen Waschlappen gedacht, am wenigsten an

einen gebacknen, womit sie Hr. Nicolai vergleicht. Sie sahen immer sehr eiergelb aus und waren nur wenig gebräunt durch das Backen. Sie sind nicht von breiter, dünner Form, wie die deutschen Eierkuchen, sondern bilden eine lockere, Puddingartige Masse, fast von der Gestalt eines länglichen Weißbrodtweckchens. Ich glaube, es waren omelettes soufflées. Ob gebackne Waschlappen so aussehen, möchte ich bezeifeln; indessen ich habe nie welche gesehen, und Hr. Nicolai scheint hierin besondere Erfahrungen gemacht zu haben: er kann in diesem Stücke also für eine Autorität gelten. Sonst müßte man seinen wiederholten Vergleich freilich für einen wiederholten, unpassenden und unappetitlichen — also schlechten Witz erklären. — Die Apfelsinen, deren wir, außer den Erdbeeren, bei jedem Mittagessen in Neapel vier Stück bekamen, waren bis zum Anfang des Junius sehr wohlschmeckend, und dienten uns bei unsern Nachmittags-Spazierfahrten manchmal zur wahren Erquickung. Zucker nahm ich nie dazu, wie in Deutschland. Späterhin wurden sie immer schlechter, weil ihre Zeit vorüber war. So ist es überall der Fall. Hr. Nicolai durfte sich also nicht wundern, daß sie nicht mehr gut waren, da er noch später im Sommer Italien bereiste, als wir. — Der Wein war in Florenz,

Rom, Neapel sehr gut, in Frascati vortrefflich, in den kleinen Städten und einzelnen Gasthöfen mitunter wenig werth, ein paar Mal wirklich schlecht. Ich brauchte ihn in der Regel nur zur Verbesserung und Unschädlichmachung des Wassers, und dazu war auch der schlechteste zu brauchen. Abgegohrne Flöhe habe ich nie darin gefunden, auch wohl schwerlich, außer Herrn Nicolai, ein anderer Reisender. Ein einziges Mal gab ich (ich weiß nicht mehr wo?) eine Flasche zurück, weil ein paar Fliegen darin waren. Es mochten ein paar zusammen gegossene Neigen seyn. Darüber sagte ich dem Cameriere einige verweisende Worte, und, sehr um Entschuldigung bittend, brachte er eilig eine untadelhafte Flasche. — Die Butter, welche ich in Florenz, Rom und Neapel zum Frühstück erhielt, war nie von schlechtem Geschmack, denn sonst würde ich sie nicht gegessen haben. Sie war immer mit kaltem Wasser übergossen, und wurde dadurch frisch und fest erhalten. Einen Floh habe ich nie auf einem Butterteller gesehn, obgleich meine Augen hiezu noch überflüssige Sehkraft hatten. Ich habe auch Niemanden in Italien diese Klage führen hören. — Auf den Straßen Neapels hatten die Obstverkäufer freilich sehr mit zudringlichen Fliegenschwärmen zu kämpfen. In meinem Zimmer hatte ich sehr we-

nige, so auch in Rom. Wahrscheinlich, weil wir zwei Treppen hoch, über funfzig Stufen hoch, wohnten. Dagegen in Castelamare, wo wir nur eine Treppe hoch wohnten, war ich ein Mal von ihnen in meinem Mittagsschlaf sehr gestört. Am andern Tage waren sie verschwunden, weil man in unsrer Abwesenheit die Zimmer gelüftet haben mochte. Mitunter, doch in geringerem Maße, belästigten sie uns auch in den kleineren Gasthöfen; allein nie haben sie unsre Speisen mit Unflath bedeckt, oder dick besudelt, wie Hr. Nicolai berichtet. Ich wäre ein Lügner, wenn ich sagen wollte, daß auch wir solche ekelhafte Erfahrungen gemacht hätten. Ich kann betheuern, daß ich in meiner sonstigen Landwohnung zu Giebichenstein (freilich zu ebener Erde) zehn Mal mehr von Fliegen umsummt worden bin, als in Italien. Nur in Nizza, und in den nächsten Nachtquartieren davor und dahinter, wurde mir der nächtliche Schlaf sehr durch Mücken verdorben. —

Wir haben durchaus nicht über solche übertrieben hohe Preise in den Wirthshäusern zu klagen gehabt, als Hr. Nicolai. Wir hatten (noch auf deutschem Grund und Boden) in Inspruck für Abendessen, Nachtquartier und Frühstück 5 Gulden 36 Kreuzer zu zahlen; in Kolman für das Nämliche 2 Gul-

den 36 Kreuzer; dann, auf italienischem Grund und Boden, in Verona für das Nämliche 6 Gulden; in Venedig für das Doppelte 14 Gulden 5 Kreuzer; in Padua, wieder für ein Abendessen, ein Nachtquartier und Frühstück 4 Gulden 10 Kreuzer; in Bologna für das Nämliche 28 Paoli, wovon zehn einen Piaster machen, also noch keine 3 Piaster; in Florenz, bei Madam Humbert, wo noch ein Mittagessen dazu kam, 32 Paoli, etwas über 3 Piaster. Hernach mußten auf den Reisen immer die Vetturini für uns bezahlen, und keine Wirthsrechnung ging uns etwas an. Nun sind die obigen italienischen Preise freilich etwas höher, als es die deutschen waren; aber sie sind doch unverhältnißmäßig niedrig im Vergleich mit denen, welche Hr. Nicolai anführt; und wir kehrten doch ebenfalls in den besten Gasthöfen ein, bestellten nie zwei Portionen Suppe und eine Portion Braten, sondern ließen uns auftragen, was man für gut befunden hatte, für uns zu bereiten. — Hr. Nicolai versichert, für die schlechtesten Mahlzeiten das Couvert mit einem Piaster bezahlt zu haben (z. B. in Filigare), denn einen andern Preis kenne man in Italien nicht. Diese Behauptung wird aber durch meine Erfahrungen gänzlich Lügen gestraft. — Für den Aufenthalt in Florenz vom

Abend des 5ten bis Mittag des 9ten Junius zahlte Hr. Nicolai 62 Piaster (620 Paoli), in Rom für vier und einen halben Tag 84 Piaster (840 Paoli), in Neapel für neun Tage 168 Piaster (1680 Paoli), und zwar überall ohne die ungeheuern Trinkgelder! Dagegen kosteten uns in Rom Mittagessen, und Abends ein paar Portionen Suppe, manchmal ein Eierkuchen dabei, was wir uns aus einem Speisehause holen ließen, im Durchschnitt täglich nur 7 bis 8 Paoli; unsere große, schön meublirte Etage kostete täglich noch nicht einen Piaster; und in Neapel, wo wir am theuersten, aber auch sehr gut speisten, kostete das Couvert 8 Carlini, deren zwölf auf einen Piaster gehn, (also nur zwei Drittheile eines Piasters) und unsre beiden Zimmer, mit der herrlichsten Aussicht über den nahen Golf nach dem Vesuv, Castelamare und Capri, kosteten täglich einen Piaster. In der schönen Restauration unter dem Hôtel de Rome, wo wir einmal in der offenen Halle dicht am Golf zu Mittag speisten, kostete das Couvert nebst Wein nur 6 Carlini, also nur einen halben Piaster; und als ich bezahlen wollte, und ich unerwartet die Entdeckung machte, daß ich vergessen hatte, Geld in die Tasche zu stecken, lehnte man mein Erbieten, meine Uhr einstweilen als Pfand zurück zu lassen, auf eine höf-

liche Weise ab, und ließ uns hinweg gehen, ohne nach meinem Namen zu fragen. —

So ergiebt sich überall das Uebertriebene in den Preisen, welche Hr. Nicolai anführt. Hat er wirklich in den Gasthöfen so große Summen bezahlen müssen: so weiß ich jene Uebertheurung, und auf der andern Seite die größere Billigkeit, mit welcher wir behandelt wurden, nicht anders zu erklären, als daß Hr. Nicolai, in Folge seines Benehmens, überall für einen reichen, leicht zu prellenden Lord genommen ist, wovon die Kunde gleich durch den Postillion auf jeder Station mit ihm zugleich ankam, daß man uns aber nur für vernünftig wirthschaftende Deutsche hielt. — Die biedern Schweizer machen es in ähnlicher Art. Der reisende Schweizer zahlt in ihren Wirthshäusern sehr mäßige Preise; die fremden Deutschen müssen sich schon höhere gefallen lassen; und die Engländer müssen am tüchtigsten bezahlen. — Wer es nicht in dem und jenem Stücke verkehrt anfängt, wird schwerlich über solche Preise in Italien zu klagen haben, als Hr. Nicolai. Daß man ihn zu Neapel in den Gasthof la grande Bretagne verwies, wo nur in der Regel die reichsten Geldvergeuder, Engländer vorzüglich, einkehren, beweist gleich, daß man auch ihn für einen Geldwegwerfer hielt.

XXIII.

Aber das Ungeziefer! Die Flöhe! Die hungrigen Wanzen von ungewöhnlicher Größe! Die Schaaren, die **Legionen** von Flöhen!! Die **Riesen**-Flöhe von der Größe der Wanzen!!! Diese Vampyre, die Herrn Nicolai überall anfallen, ihm das Blut aussaugen, ihm den Theatergenuß verderben, ihn beim Essen stören, ihn nicht schlafen lassen, und ihm die Galle so ins Blut treiben, daß er schon zu Florenz in seiner Verzweiflung „Italien zu tausend Teufeln wünschen möchte!" — Sie müssen es arg mit Herrn Nicolai gemacht haben, denn seine Wuth gegen sie ist ein obligater Pauken-Donner, der sich fast ununterbrochen durch sein ganzes Buch hinzieht! Aber er weiß sich auch an ihnen zu rächen! Wie viele er von ihnen getödtet, und auf welche, mehr oder weniger martervolle Art, das verschweigt er leider, so schön er auch das interessante Bild ihrer Bestialität und der durch sie veranlaßten Rettungsproceduren, mit und ohne Hemde, vor seinen Lesern und Leserinnen entfaltet. Höchst genau im Protocolliren der Schandthaten seiner blutgierigen Feinde, und der raschen über sie verhängten Kriegsgerichte und Standrechte unter seinem, des

Herrn Divisions-Auditeurs Nicolai, Präsidio, bricht der Bericht doch allemal kurz ab, wenn eben das Interessanteste — die Straf-Exekution, losgehn soll. Leser und Leserinnen bleiben also zweifelhaft, ob er die Bestien (nach altem Tödtungs-Criminalsystem) über die Klinge habe springen lassen, oder (mit Professor Grohmann die Todesstrafe verwerfend) blos zum Fenster hinaus deportirte, wie es sehr viele gutmüthige Römerinnen, indem sie Hemden und andere Kleidungsstücke zum Fenster hinaus ausschütteln, ehe sie sich schlafen legen, thun sollen. Da kommen die Delinquenten mit einem mäßigen Schreck bei dem hohen Luftsprunge davon; denn wenn sie von ihren sechs Beinen auch eins und das andere zerbrechen oder verrenken: so bleiben ihnen noch immer genug zur Fortsetzung ihrer Carriere am folgenden Tage übrig; und wenn nur der etwas frostige und langweilige, nächtliche Bivouac auf der Straße überstanden ist: so finden sie, so wie erst wieder Leute hin und her gehen, sehr bald einen Rock, oder Mantel, oder Strumpf, der sie als blinde Passagiere mitnimmt, worauf sie dann bald genug auf einem neuen Theater die vorige, verbrecherische Laufbahn wieder von vorn anfangen.

Indessen — getödtet oder nicht getödtet — jedenfalls sind sie durch Herrn Nicolai vor ganz

Deutschland so prostituirt, daß sich eigentlich keiner von ihnen mehr mit Ehre vor einem Deutschen kann sehen lassen. Doch aus Ehren und Schande scheint dies Ungeziefer sich wenig zu machen. Bis zu meinem ersten Aufenthalt in Rom glaubte ich wirklich, sie scheuten sich vor mir, als einem andächtigen Leser der Nicolaischen Bannflüche, denn ich bekam bis dahin nur einen einzigen, ganz winzigen zu sehn. In Neapel freilich, und bei meinem zweiten Aufenthalt in Rom zeigte sich mir fast täglich der eine und der andere, und schien es fast darauf abgesehn zu haben, mich auf etwas malitiöse Weise zu necken. Allein im Ganzen scheint ihnen Herrn Nicolai's Anwesenheit in Italien sehr schlecht bekommen zu seyn, denn in Schaaren und Legionen bekommt man sie gar nicht mehr zu sehn, und die riesenhafte Wanzen-Größe, in welcher Hr. Nicolai sie sah, ist, nach meinen Erfahrungen, gänzlich verschwunden. Ich vermuthe, daß der fortwährende Aerger und wüthende Zorn, in den sie selbst und die Postillone und Cameriere s u. s. w. u. s. w. Herrn Nicolai versetzt hatten, so wie der fortwährende Jammer, daß eine Enttäuschung nach der andern ihm Italien verhaßt machte, sein Blut dermaßen erhitzte und vergiftete, daß seine Vampyre sich zu ganzen Legionen den Tod bei ihm holten, und daß die

wenigen, welche mit dem Leben davon kamen, von dem wenigen eingesogenen Gifte doch so zusammen dorrten und verhuzelten, daß seitdem die ganze Race auf die gewöhnliche Größe reducirt ist, und neuerlichst also von Geschlecht zu Geschlecht jämmerlich ist und bleibt. Gern hätte ich dem naturwissenschaftlichen Verein zu Hamburg, unter dessen Mitgliedern sich mancher meiner Freunde befindet, als Grundlage zu einer Insecten-Sammlung, ein Pracht-Exemplar jenes merkwürdigen Nicolaischen Riesen-Floh's mitgebracht, allein es war nicht möglich, eins aufzutreiben. Fände sich vielleicht unter Hrn. Nicolai's ehemaligen Reise-Effekten, oder in den von ihm bewohnt gewesenen Gasthof-Zimmern noch ein und das andere getrocknete Exemplar: so wären das unbezahlbare naturhistorische Schätze; und im Laufe der Jahrhunderte könnte das Skelet des Nicolaischen Riesen-Floh's (pulex giganteus Nicolaji) für manchen Liebhaber den Werth eines Mammuth-Skelets aufwiegen. — Wie die Sachen jetzt stehn, theilen die italienischen Flöhe mit vielem Andern in Italien das Schicksal einer traurigen Entartung und Verkümmerung. Nach Herrn Nicolai's scharfsinnigen Beobachtungen und Studien ist es mit den dortigen Ruinen nur noch Betrügerei, mit der wissenschaftlichen Schriftstellerei nur noch

Charlatanerie, und die Musik liegt in den letzten Zügen; selbst mit den Räubern, vor denen sich Hr. Nicolai so sehr fürchtete, war es während meiner Reise nichts Rechtes mehr, denn wohl unterrichtete Leute sagten mir dort, die alten tüchtigen Räuber von sonst, die den Reisenden ins Gebirge schleppten, und nicht eher losließen, und ihm Fingergelenke abschnitten, bis er durch hohes Lösegeld frei gekauft war, seyen todt oder haben sich bekehrt, und es gebe jetzt nur noch dilettanti, die blos nebenbei, wenn sie eben nicht bei Kasse sind, nnd wenn sich zufällig eine gute Gelegenheit dazu bietet, aus vorübergehender Liebhaberei, dem Reisenden Geld, Ringe und Uhren abnehmen, und ihn dann laufen, reiten oder fahren lassen, wohin er will. — Und so sind denn auch die Legionen von Nicolaischen Riesen-Flöhen auf mäßige Kolonien von ordinairer deutscher Floh-Statur herabgesunken. — Es ist also wirklich in Italien auszuhalten, und man kann sich — wenn man sonst gesunden Sinn dafür hat — seiner hundertfältigen Schönheiten freuen, ohne daß es nöthig wäre, mit einer „beneidenswerthen Eselshaut" ausgerüstet zu seyn, wie der fein empfindende Hr. Nicolai meint — oder sich „halb zum Thiere zu entwürdigen", wie ebenfalls

der fein empfindende, gemüthvolle und gebildete Hr. Nicolai meint.

Freilich, wer von solchem Ungeziefer gar nichts sehen will, der muß sich nach dem äußersten Norden flüchten, und möglichst dem Polarkreise nahe zu kommen suchen. — Je wärmer das Land, desto mehr Ungeziefer bringt es hervor. Rom, Neapel und Lissabon also weit mehr, als Berlin. Afrika und Asien noch ungleich mehr. Wer den Nil ungezwickt hinauf fahren will, muß seine Barke erst einige Tage ins Wasser ganz versenken lassen, um die Brut des darin nistenden Ungeziefers zu tödten. In einem persischen Lager erhebt die ganze Bevölkerung desselben jeden Abend, bei anbrechender Dämmerung, ein tobendes Händeklatschen und Geschrei, um eine Unzahl von giftigen Insekten, Spinnen, Fliegen, Kellerwürmern, Mücken und Heuschrecken zu vertreiben. — Hr. Nicolai — als wäre er dort in die Schule gegangen — erhebt, den italienischen Flöhen zu Ehren, jeden Abend in seinem Reisebericht ein Zetergeschrei, das durch ganz Deutschland klingt, und mir noch in Italien in den Ohren gellte.

Wie man den alten Maler Breugel, welcher seine Gemälde so häufig mit Teufelsfiguren ausstaffirte, zum Unterschied von seinem Bruder, welcher würdigere Gegenstände darstellte, den Höllen-

Breugel nennt, so könnte man, um den alten Friedrich Nicolai (den ehrenwerthen Gründer der allgemeinen deutschen Bibliothek, und Verfasser einer Reise durch Deutschland) nicht etwa mit Herrn Gustav Nicolai zu verwechseln, diesen, der seine Leser von nichts so häufig, als von Flöhen unterhält, kurzweg den Floh-Nicolai nennen. Hiemit will ich indessen blos gesagt haben, daß er wohl verdiente, so genannt zu werden, allein sehr ernstlich sey Jederman von mir gewarnt, ihn wirklich so zu tituliren. —

Indem ich aber zu Rom, in einer müssigen Stunde, einmal darüber nachgrübelte, wie der arme Hr. Gustav Nicolai auf so ganz unerhört grausame Weise von besagten Bestien heimgesucht worden sey, da wurde mir eine ganz besondere Offenbarung zu Theil. Es war mir nehmlich, als würde ich von einem leibhaftigen Teufelchen aus einem Höllen-Breugelschen Bilde umgaukelt und umflüstert; und als ich, um es von mir abzuwehren, in Ermangelung einer andern Waffe, eine scharfgespitzte Stahlfeder zur Hand nahm, hielt es mir lachend das Dintenfaß hin, und dictirte mir die folgende gereimte Schnurre in die Feder, der ich dann die Ueberschrift gab:

Des Satans Triumph.

Als Gott der Herr den Menschen, nebst Affen
und allerlei Geziefer, erschaffen,
da ärgerte schwer der Satan sich,
daß der Mensch sich fühlte so seliglich
im wunderschönen Paradiese,
an Blumen so reich, als an Obst und Gemüse.

Er spielte daher, als Schlange, sogleich
der Eva einen verteufelten Streich,
und lacht' in's Fäustchen, als die Verführten
zum Paradiese hinaus emigrirten.
Ja endlich, daß Alle würden verdammt,
verführt' er die Menschen insgesammt,
sie durch die Sünd' auch um das Vergnügen
der ewigen Seligkeit zu betrügen.

Es bracht' ihn aber das Christenthum
gar häufig um diesen Höllenruhm.
Und sandt' er Gespenster, die Menschen zu necken,
und kam er selber, sie grausig zu schrecken:
so brachten im Nu, wie jene, auch ihn,
Weihwasser und heilige Kreuze zum Fliehn.
Und hetzt' er, mit scharfen Klauen und Zähnen,
jetzt Tiger herbei, dann Wölf' und Hyänen:
so sah er, wie mit bewaffneter Hand
und List auch diese der Mensch überwand.

Nach jedem, solchem versuchtem Spaße
stand so, gewöhnlich mit langer Nase,
voll bittern Aergers, der Satan da,
oft selbst kaum wissend, wie ihm geschah. —

In Ohnmacht sinkend tiefer und tiefer,
verlangt er endlich nach Ungeziefer,
das zum Versteckespielen hübsch klein,
doch erpicht recht möchte auf's Plagen seyn.
Er versprach den bösesten kleinen Dämonen,
für solches Geschmeiß sie gut zu belohnen,
und setzte lockende Prämien aus.

Da bringt ein Dämon die diebische Maus;
ein Anderer bringt einen Reim auf diese,
(den hier zu benutzen, Unart hieße);
ein Dritter jagt, mit Jubelgeschrei,
leichtflüglige Mücken und Fliegen herbei;
ein Vierter läßt, gar übel zu riechen,
herbei die widrige Wanze kriechen;
ein Fünfter, in dulci jubilo,
läßt lustige Sprünge machen den Floh!

Und Allen befiehlt mit teuflischem Lachen,
der Satan nun, Versuche zu machen,
um den Menschen zu plagen bei Tag und bei Nacht,
als ganz verfallen dämonischer Macht.
Und weil es von Rom war ausgegangen,
daß jeglicher Christ sich konnt' unterfangen,
durch Schlagen von heiligen Kreuzen ihn
im Nu zu zwingen zum feigen Entfliehn:
so sandt' er nach Rom die größten Kohorten
von Ungeziefer in allerlei Sorten,
die breiteten weiter und weiter sich aus,
in Hütt' und Palast, und in Klosterhaus,
so sehr auch die Menschen, die hartgeplagten,
dagegen sich wehrten, und schalten und klagten.

Doch Alles wollte den Satan noch nicht
anregen zu seiner Zahlungspflicht.
Es schien, als wolle der Vater der Lügen
selbst seine Helfershelfer betrügen
um ihren verdienten Sündenlohn.
Jahrhunderte waren vergangen schon,
und immer noch war er ihn Allen schuldig!
Da wurden sie endlich ungeduldig,
und trieben die Bestien allzumal
zu zehnfach vermehrter Menschenqual!

Als gölt es Millionen Erschlagne zu rächen,
ging's nun an's unerhörteste Stechen!
Kein Mensch ward mehr des Lebens froh!
Am Aergsten aber trieb es der Floh!
Verfolgt und gefangen zum hundertsten Male,
entsprang er mit kühnem salto mortale,
und sog sich, in wilder, fanatischer Wuth,
zur Wanzengröße in Ketzerblut!
Er warf sich, in ganzen Legionen,
auf Reise-Scribenten ohne Verschonen!
Italien, das man, als Paradies,
sonst laut vor allen Ländern pries,
es ward, bei immer gesteigertem Jammer,
zu einer schrecklichen Marterkammer,
so daß ein gefühlvoll-gebildet Gemüth
fortwährend darob in Verzweiflung gerieth.

Auch dies schien erst, im finsteren Grollen,
der Satan nicht beachten zu wollen;
doch als ein Dämon so pfiffig war,
ihm darzureichen ein Prachtexemplar

von Nicolai's Jeremiaden:
da mußt' er sich fast in Thränen baden
vor Lachen über den Reise=Verdruß
des armen gezwickten Lazarus.

Jetzt konnt' er lustig die Augen weiden
an ganz unsäglichen Menschenleiden,
bereitet durch Ungeziefer=Noth,
und gesteigert durch sauren Kloß von Brodt,
durch Jauche von Wein und ledernen Braten,
als Lohn für gewaltige Reisethaten.
Drum zahlt' er nun auch, bei lustigem Schmaus,
das Sündengeld den Dämonen aus.
Und weil den Jammer zur höchsten Höhe
unstreitig getrieben die beißigen Flöhe,
und weil fortwährend in jedem Strumpf
ein Floh war thätig für ihn zum Triumph:
so bezeigt' er dem Dämon der Flöhe vor Allen
sein höchstallerhöchstes Wohlgefallen,
und steckt' eine Feder, so roth, wie Blut,
als Ehrenzeichen, ihm auf den Hut.

Ohne alle Verfälschung habe ich die Schnurre hier mitgetheilt. Wem sie mißfällt, der schelte, so sehr er Lust hat, auf das kleine Höllen=Breugelsche Teufelchen, das mir sie in die Feder dictirte. Ich stelle sie gern der schärfsten Kritik zur Disposition.

XXIV.

Also nicht allein mit Postillonen und Bettlern ist fertig zu werden in Italien, sondern man braucht auch, um die Bekōstigung erträglich zu finden, kein Hottentotte zu seyn, und um, trotz des Ungeziefers, sich Italiens zu freuen, keine Eselshaut zu haben. Es ist daher mindestens lächerlich, wenn Herr Nicolai, in Beziehung auf die Bettler, ausruft: „Nein, nein, ein edles Gemüth kann Italien nicht schön finden!" Aber etwas weit Schlimmeres, als nur eine Lächerlichkeit ist es, wenn er bald nachher, wegen der Qualen, „denen Körper und Seele in diesem Jammerlande unausgesetzt Preis gegeben" seyn sollen, seine Tirade mit den Worten schließt: „Nur ein schmuziger Cyniker kann sich in Italien gefallen!" — „Wie könnte (sagt er an einer andern Stelle) ein edler, gemüthvoller, gebildeter und — reinlicher Mensch in diesem Lande sich wohl fühlen?" — „Gern wird sich der Gebildete Entbehrungen und körperlichen Anstrengungen unterziehen, um seine Kenntnisse zu bereichern; allein muß er sich halb zum Thiere entwürdigen, steht der Edlere gewiß zurück." — An wie unzählig vielen, höchst würdigen Menschen versündigt sich Hr. Nicolai mit diesen unverzeihli-

chen Urtheilssprüchen! So groß seine Unkunde von Italien auch war, mit so albernen Vorstellungen und Erwartungen er auch nach Italien reiste: so hat er doch wissen müssen, daß Tausende von Reisenden Italien schön gefunden — sich in Italien gefallen haben! Und alle diese Tausende sollen keine edlen Menschen — sollen nicht gemüthvoll, nicht gebildet, nicht reinlich, sondern schmuzige Cyniker gewesen seyn!!

Hiernach hätte Jeder, dem es in Italien gefallen hat, sich dessen nur zu schämen. Ich meine aber, daß nur Hr. Nicolai sich seines verkehrten Urtheils zu schämen hat, und daß er damit abermals nicht Andere sondern sich selbst beschimpft. Ein Unglück, das ihm öfter begegnet! —

Ich weiß nicht, wie schwer Hr. Nicolai als edler, gemüthvoller Mensch eben wiegt; aber Ehre und Leben glaube ich darauf zum Pfande einsetzen zu können, daß Tausende, die nach Italien gereist sind, mindestens eben so edel und gemüthvoll waren, als er — Manche wohl noch etwas mehr. — An Bildung und Civilirtseyn stand er, wie sich aus seinem Buche ergiebt, gar Vielen unleugbar weit nach. Gutes Essen und Reinlichkeit wußten die Meisten gewiß auch recht sehr zu

schätzen, so gut, als Hr. Nicolai. Und dennoch freuten sie sich Italiens, und gefielen sich in Italien. — Hr. Nicolai meint zwar, dies versichere man in der Regel blos, weil man sich schäme, die Wahrheit zu gestehn; man verschweige, wie schlecht es Einem ergangen, und belüge in der Heimath die Neugierigen, um sich mit seiner gemachten Reise nicht auslachen, sondern lieber auch Andere die nämliche schlimme Erfahrung machen zu lassen! — Vortrefflich! Ueberaus vortrefflich!! Um seinen, theils übertriebenen, theils ganz verkehrten und falschen Berichten und Ansichten, Glauben zu verschaffen, erklärt Hr. Nicolai Tausende, die anders über Italien berichten, als er, theils für einfältige Tröpfe, theils für Lügner! — Allein wenn Alles in Italien nur auf Täuschung und ekelhafte Erfahrungen hinaus liefe: wie ginge es dann zu, daß nicht Wenige, deren Verhältnisse es erlauben — und nicht etwa blos Künstler — jahrelang in Italien bleiben, daß Manche es zu ihrer zweiten Heimath machen, daß Mancher zweidreimal die weite Reise nach Italien macht? — In einer Gesellschaft von etwa vier und zwanzig Personen, in welcher ich kürzlich hier in Hamburg war, saßen außer mir noch fünf an der Tafel, die in Italien gewesen waren, und zwar Drei schon

zweimal, über Jahr und Tag, und zwei schienen sehr geneigt, ebenfalls zum zweiten Mal eine Reise dorthin zu machen. Und den Hamburgern kann man wahrlich nicht vorwerfen, daß sie gefühllos beim Anblick der Armen wären, oder nicht auf eine gute Küche hielten; und an Sauberkeit und Reinlichkeit in den Haushaltungen steht Hamburg gewiß keiner Stadt in Deutschland nach. — Wie sind die Erscheinungen nun zu erklären, daß so viele Deutsche, Engländer und Andere, mit großen Aufopferungen vielerlei Art, längere Zeit in Italien verweilen, als zu einer bloßen Befriedigung der Neugierde nöthig wäre, daß Viele sich so schwer von Italien wieder trennen, oder wiederholte Reisen dahin machen? Und zwar Leute, die in der Heimath in jedem Betracht an ein sehr confortables Leben gewöhnt sind? Bleibt man etwa dort jahrelang, weil man sich schämt, es einzugestehn, daß man sich in seinen Erwartungen betrogen habe? Oder lassen die lügnerischen Lobredner Italiens sich durch ihre eignen Lügen verführen, Italien zum zweiten Male zu besuchen? — Nur ein Verrückter könnte dies meinen. — Uebertreibende, blinde, phantastische Lobredner Italiens mag es mehr oder weniger geben. Thörichtes Geschwätz wird ja über viele höchst würdige Gegenstände in der Welt getrieben. Dennoch

behalten die Urtheile der besonnenen, verständigen Lobredner ihr volles Gewicht. Diese wissen sehr gut, was an Italien zu tadeln ist, sie verkennen das Unangenehme nicht, was Einem dort aufstößt; aber sie wissen auch, was dort zu loben und zu bewundern ist, und welche, sonst nirgends zu findende Genüsse den dortigen Aufenthalt belohnen; und weil das Tadelnswerthe von dem Lobenswerthen, und das Unangenehme von dem Erfreulichen so sehr überwogen wird — darum sind sie die Lobredner Italiens! — Wäre Hr. Gustav Nicolai nicht unglücklicher Weise grade Hr. Gustav Nicolai: so hätte er sich auch wohl Italiens freuen und es loben können. Da er aber nun einmal über und über Hr. Gustav Nicolai ist: so hat er nicht umhin gekonnt, wie ein Rohrsperling zu schimpfen auf ein Land, in welchem, nach ewigen Gesetzen der Natur, mehr Flöhe sind, als er ertragen mag, in welchem anders gekocht wird, als er es gewohnt ist. — Jedem steht es nun frei, das arme Italien, oder den armen Herrn Nicolai zu bedauern. —

XXV.

Daß man bei gespanntem Hoffen auf einen vorzüglichen Genuß, leicht am erreichten Ziel unbefriedigt bleiben kann, erfuhr auch ich in Italien, und zwar gleich am ersten Abend in Rom. Monatelang hatte ich nichts so sehr im Kopfe gehabt, als den Wunsch, nur ja Mittwoch vor Ostern in der Sixtinischen Kapelle das berühmte Miserere von Allegri aufführen zu hören, welches das schönste seyn soll, was man in der Charwoche zu hören bekommt. Wir jagten durch Verona, Padua, Bologna, Siena, und manchen andern Ort, wo Interessantes zu betrachten gewesen wäre, mit ruheloser Eile, um nur jenen Musikgenuß nicht zu versäumen, den ich für einzig in seiner Art, und also für unersetzlich halten mußte, dagegen ich, auch außer jenen Orten, noch Alterthümliches und Kunstschönes in Menge zu erwarten hatte. — Mein lebhafter Wunsch wurde erfüllt. Ich hatte einen schönen Genuß, doch nicht einen so hohen, als ich erwartet hatte. Wäre ich ein Zwillingsbruder von Herrn Nicolai: so klagte ich vielleicht über eine Enttäuschung, und schölte über lügnerische Lobpreisungen Anderer.

Dies sey indessen ferne von mir, wenn ich gleich gestehen muß, daß ich im Vaterlande von Aufführ-

rungen des Mozartschen Requiems, des Händelschen Messias, selbst der Graunschen Passion, mit ihren eingestreuten, trefflichen Kirchen-Melodieen, immer ungleich mehr ergriffen worden bin. Statt über Allegri's edle Composition oder die Aufführung, die ich hörte, abzusprechen, will ich den Grund meines geringeren Ergötztseyns lieber in einem Mangel an gehöriger Empfänglichkeit von meiner Seite suchen, der durch zufällige Nebenumstände bewirkt wurde.

Schon um halb vier Uhr fuhren wir nach dem Platze der Peterskirche. Das war eine der interessantesten Minuten unsrer Reise! Endlich sah ich den merkwürdigen Platz, von dem ich seit meinen Jugendjahren so viel gelesen, so viel geträumt hatte! Ich hätte mich fragen mögen, ob ich auch wache? Wir stiegen rechts am Ende der Colonnade aus dem Wagen, und dann 137 Stufen nach dem nächsten Flügel des Vatikans, zu der berühmten Sixtinischen Kapelle hinauf. Meine Reisegefährtin erhielt auf den bedeutend erhöhten Sitzen für die Damen einen guten Platz. Ich mußte froh seyn, noch links auf einer wenig erhöhten Stelle, hinter den Sitzen der Diplomaten und vor der Tribüne für fürstliche Personen, in welcher Don Miguel saß, einen Stehplatz zu erhalten. — Die Kapelle ist ein hohes, langes, nicht sehr breites Viereck. Etwa in der Mitte war sie

von einem Gitter durchschnitten, hinter welchem rechts in der Wand die Loge der Sänger zu sehen war, mit der Ueberschrift: „Cantate Domino". Nach dem Hintergrunde zu waren rothe Kardinalmützen und Hermelinschultern, und dann und wann die goldene oder silberne Mütze des Papstes zu sehen. Darüber an der großen Hinterwand das berühmte jüngste Gericht von Michel Angelo, und an den Seiten und an der Decke der merkwürdigen, großartigen Malereien noch viele. Wie viel wäre da zu betrachten und zu bewundern gewesen, ohne daß es etwas zu hören gab! Ich konnte aber wenig davon erkennen! — Das Gedränge wurde immer stärker, die Hitze immer ärger, das Stehen immer beschwerlicher! Der eine und der andere Diplomat durchräucherte die dicke Luft zwar stark mit wohlriechendem Wasser und Haaröl, ich kann aber nicht sagen, daß sie dadurch angenehmer geworden wäre. Von Don Miguels Gesicht war wenig zu sehen und noch weniger zu rühmen. Es waren harte Prüfungsstunden auszuhalten, ehe das Miserere begann! Im fernen Hintergrunde, wo Papst und Kardinäle saßen, war vorher erst ein langes, unerfreuliches Psalmodiren, wie man es sonst von Chorherren in den Kirchen hört. Kein Wunder, daß ich, nach überlangem Harren, in Schweiß gebadet, und von dem beschwer-

lichen Stehen und Gedrängtseyn fast bis zur Erschöpfung ermüdet, in geringerem Grade genußfähig, und also auch ungleich weniger befriedigt war, als ich erwartet hatte. Auch die allmählige Verdüsterung der Kapelle, indem nach und nach fast alle Kerzen gegen das Ende der Musik ausgelöscht wurden, machte wenig Eindruck auf mich, weil der Akt des Auslöschens der hochgestellten Kerzen, durch Anwendung langer Stangen, mit denen mühselig balancirt werden mußte, eine störende Operation war. Nach geendigter Feierlichkeit, zur Zugabe beim Hinweggehen, ein arges Gedränge, und auf der Treppe und bis wir wieder im Wagen saßen, ein höchst gefährlicher Temperaturwechsel und Zugwind!

Am andern Morgen schon nach 8 Uhr holte uns der gefällige Herr H** wieder ab, und fuhr mit uns abermals nach der Sixtinischen Kapelle, wo ich wieder in einem argen Gedränge stehen mußte. Nach langem Warten erschien im Hintergrunde der Kapelle der Papst unter den versammelten Kardinälen, und setzte sich links auf einen erhöhten Sessel unter einem Baldachin. Ich konnte wenig mehr von ihm, als seine hohe Bischofsmütze von Goldstoff sehen. Seine Stimme beim Messelesen war ziemlich laut, erinnerte aber nur an einen ganz gewöhnlichen Messe lesenden Priester, ohne

edleres Organ oder edleren Ausdruck. — Gescheite, vorurtheillose Leute in Rom nennen ihn auch einen finstern Mönch.

Nach Beendigung jener Messe begaben wir uns in die Peterskirche, um den Stellvertreter des heil. Petrus, den reichsten und vornehmsten Priester, zwölf armen Priestern die Füße waschen zu sehen. Ein Akt, dem ein schöner Gedanke zum Grunde liegt, der aber noch keinen stolzen Papst demüthig gemacht hat, und der in der Ausführung nur eine prunkende Spiegelfechterei ist.

Ehe der Akt selbst begann, sah ich, wieder in argem Gedränge stehend, im Hintergrunde einer der weiten Seitenhallen der großen, prachtvollen Kirche, den Papst auf einer Erhöhung unter einem Thronhimmel sitzen. Er war jetzt mit einer Mütze von Silberstoff, und einem rothen Gewande, wie es mir schien, bekleidet. Mehrmals wurde seine Mütze abgenommen, eine Weile vor ihm von einem Priester gehalten, dann ihm wieder aufgesetzt. Bald wurde ihm ein Buch hingereicht, bald wieder abgenommen. Ich konnte wenig davon erkennen. — Zur Seite auf einer Erhöhung saßen die zwölf oder dreizehn armen Priester, mit ihren blassen Gesichtern, schwarzen Bärten und weißen hohen Mützen und Gewändern, fast wie verurtheilte, arme Sünder aussehend.

Nur schwarze Bänder fehlten an ihren Mützen. Zwei Diener schienen ihnen die Schuhe auszuziehen. Dann ging der Papst langsam an ihnen hin, und spritzte, wahrscheinlich aus einem Gefäß, das ein Anderer trug, etwas Wasser auf ihre Füße, was dann das Waschen der Füße bedeutete. — Ein nachfolgender Priester trocknete sie wahrscheinlich ab. Unwillkürlich drängte sich mir der Wunsch auf, daß endlich einmal ein recht tüchtiger Mann dem Papst einen ähnlichen Dienst leisten, doch ihm nicht die Füße allein, sondern (wie Petrus Joh. 13, 9. sagt) „auch die Hände und das **Haupt**" waschen möchte. — Millionen verständiger Leute würden sich darüber freuen.

Hierauf hätten wir noch in einem Saale des angrenzenden Vatikans den Papst die armen Priester am Speisetisch können bedienen sehn; aber wir hatten des ermüdenden Pomps so übergenug, daß wir es vorzogen, an unsern eigenen, kleinen Mittagstisch zu eilen, um uns selbst von einem der bescheidensten Laien, unserm Guiseppe Martinello, bedienen zu lassen. — Auch ein zweites Miserere mochte ich nicht hören, weil ich es nicht zum zweiten Male so theuer erkaufen mochte.

Bei unserer zweiten Anwesenheit in Rom, nach der Rückkunft von Neapel, konnten wir den Papst sehr bequem und sehr nahe sehn. Es war bei der

Feier des Johannistages, in der Kirche S. Giovanni in Laterano, der eigentlichen Pfarrkirche des Papstes, in welcher er an diesem Feste die Messe liest. Mit großem Equipagenpomp waren Kardinäle und Papst angefahren gekommen, auch die Königin von Sardinien und andere fürstliche Personen. Der Platz vor der Kirche war mit Wagen bedeckt. Dennoch war der innere Raum der Kirche nicht zur Hälfte mit Menschen angefüllt. Ehe die Feierlichkeit selbst begann, wurde eine Abtheilung der Schweizergarde, die sich schon in der Kirche befand, nach einem der Seiten-Altäre hinkommandirt, um dort kniend ihre Andacht zu verrichten. Manchem — der vielleicht ein Ketzer war — sah man an Blick, Miene und Ellenbogenbewegung gegen den Nachbar wohl an, daß ein innerer Drang ihn durchaus nicht hiezu trieb, sondern nur der militairische Kommando-Stab. — Wir hatten uns glücklicherweise dicht an eine Stelle begeben, wo auf zwei einander gegenüberstehenden Bänken die Kardinäle saßen, zum größten Theil mit langweiligen, verdrüßlichen Gesichtern vor sich hinschauend. Zwischen ihnen hindurch nach einer Seiten-Kapelle, wurde der Papst, wenige Schritte weit von uns, auf einem Lehnstuhle von rothem Sammet getragen, in reichem Goldbrocat, eine goldblinkende Bischofsmütze auf dem Haupte,

zu beiden Seiten die großen Fächer von weißen Pfauenfedern. Er saß mit etwas niedergebeugtem Kopfe, ganz niedergeschlagenen Augenliedern, und die Hände unterhalb der Brust übereinandergelegt. Seine Gesichtsform ist nicht unedel, doch auch nicht anziehend oder Herzen gewinnend. Von dem Schaden an seiner Nase war, wenigstens auf der linken Seite, nichts zu sehen.

Die Schweizergarde war in Parade aufgestellt. Alle die großen Pilaster der Kirche waren mit schwerem, roth seidenem Zeug mit Goldborten behangen. Der Papst ging dann in Begleitung der Kardinäle, nach dem erhöhten Theile der Kirche, hinter dem freistehenden Hochaltare, und setzte sich unter einen hohen Baldachin nieder. Da gab es lange dauerndes Lesen, Chorgesang, Meßfunktion, wobei dem Papst wieder öfter die Mütze abgenommen und aufgesetzt wurde. — Nach geendigter Feierlichkeit sah ich einen der vornehmeren Priester in einer Art von Seitenkabinet auf einem Stuhle sitzen, und sich, sehr lustigen Humor's, durch ein paar Kirchendiener mehrere Stücke seiner festlichen Bekleidung abnehmen lassen. Er erinnerte vollkommen an einen Schauspieler, der nach beendigter, ernster Heldenrolle, hinter den Kulissen oder in einem Ankleidezimmer Helm, Panzer und Schwerdt

sich abnehmen läßt, und sich dabei in jovialer Stimmung über Dies oder Das, was etwa bei der Aufführung vorgefallen, mit ein paar Theaterdienern unterhält. —

Zwei Tage später, in Nepi, trafen wir zur Mittagszeit im Gasthofe mit einem ältlichen, dicken Mann aus einer nahgelegenen Stadt zusammen, der in kurzer Zeit ein gebratnes Huhn bis auf die Knochen verzehrte, dann sich noch einen tüchtigen Teller voll Schinken geben ließ, und als dieser völlig geleert war, aus einer mitgebrachten Büchse, zur Zugabe noch drei große Stücke marinirten Aal, und als Desert zwei Apfelsinen, mit Ausnahme der äußeren Schaale, ganz und gar verschluckte. Mit zwei Flaschen Wein, die er auch mitgebracht, spülte er Alles rasch hinunter. — Nie habe ich einen rüstigern, freudigern Esser gesehn. Er war ein Bild des Wohlseyns und der soliden bürgerlichen Wohlhabenheit.

Sein rundes, heiteres Gesicht und seine untersetzte Figur erinnerten mich an den einzigen korpulenten Postillon, der uns gefahren hatte. Er war der erste, den wir auf toskanischem Gebiet bekamen. Als er, eine Höhe hinauf, einmal etwas langsamer fuhr, fragte ich ihn, was sein Großherzog für ein Herr, und ob man mit seiner Regierung zufrieden sey?

Ob ich nun gleich eine Antwort bekam, wie ich sie erwartet hatte: so hörte ich doch mit theilnehmender Freude danach hin, denn der dicke Postillon drehte sich mit dem heitersten Gesicht nach mir herum, und rühmte mit so verständigen als herzlichen Worten die Güte seines Großherzogs und das Glück des toskanischen Volks.

Hieran jetzt in Nepi durch den wohlgenährten Unterthan des Papstes erinnert, konnte ich nicht unterlassen, den unermüdlichen Esser ein wenig in seiner angenehmen Arbeit zu stören. Ich ließ mich mit ihm in ein Gespräch ein, fragte ihn nach seiner Heimath, und hörte von ihm, daß er aus einer nicht sehr entfernten Stadt auf päpstlichem Gebiet sey, wo man weit besseres Weißbrodt, als zu Nepi, auch weit bessern Wein als in dem hiesigen Gasthofe habe, daher er auch beides nebst eingekochtem Aal aus dem eigenen Haushalt bei sich führe. In Absicht der Fasttage erklärte er sich als ein strenger Katholik, der aber auf Reisen davon freigesprochen sey. Es war nämlich grade Freitag. Die Frau hatte ihm, als Fastenspeise, den Aal mitgegeben; als dispensirter, aufgeklärter Reisender, fügte er aber noch das gebratene Huhn und den Schinken hinzu.

Endlich fragte ich ihn, ob man mit dem Papste zufrieden sey, und ihn lieb habe? Recht schelmisch lachend erwiederte er da: „Ja wohl! aber auf

Befehl! mit Hülfe der Bayonette." — Uebrigens versicherte er, daß er mit der größten Andacht niederkniee, wenn der Papst den Segen ertheile, denn er sey doch einmal der Stellvertreter Christi und Nachfolger des heiligen Petrus.

XXVI.

Wer wollte mit einem Katholiken über eine solche Aeußerung hadern, wenn er von Jugend auf daran gewöhnt ist, in dem kirchlichen Pomp etwas Heiliges zu sehen? Die besten Protestanten, wenn sie katholische Eltern gehabt, und im katholischen Lande eine katholische Erziehung erhalten hätten, würden gute Katholiken geworden seyn, wie, umgekehrt, der eifrigste Katholik, unter veränderten Umständen, ein sehr freisinniger Protestant hätte werden können. Unser Bretschneider, unser Röhr — wären sie im Kirchenstaate geboren und erzogen — wären vielleicht recht tüchtige Päpste geworden; und Gregor der Sechszehnte — in Jena oder Halle geboren und erzogen — wäre vielleicht, wenn auch nicht ein berühmter Generalsuperintendent, doch ein ganz guter protestantischer Landprediger geworden. Item sein glorreicher Schildknappe, Herr

Chamäleon Görres, der sich seit 1789 nach Zeit und Umständen so oft umgefärbt hat — dem man nachsagt, daß er, zur Zeit seines französirenden Revolutions-Schwindels, im Uebermaß renomistischer Freigeisterei, eine Hostie mit Füßen getreten habe — würde schwerlich einen Athanasius geschrieben, und sich dadurch einen Orden und Adelsbrief verdient haben, wenn er nicht seit einiger Zeit in München sein ambulirendes Panier aufgepflanzt hätte, und der Wind dort nicht eben so gegangen wäre, wie er neuerlich eben ging. *) — Um Dies oder Das aus einem Menschen werden zu lassen, kommt in der Regel fast Alles darauf an, von welchem Punkte an seine Erdenlaufbahn beginnt: ob von Rom oder Constantinopel, Berlin oder Kalifornien — item bei Vielen auch, unter welches Wetters und Windes Einfluß sie eben stehn.

---

*) Bretschneider theilt aus Görres „satyrischem Testament des heil. römischen Reichs" folgende Stelle mit:

„Die Krummstäbe der Bischöfe sind mit Blei ausgegossen, mit Dolchen versehen, und mit Schlangen umwunden; die Bischofsmützen sind brauchbar als rothe Mützen auf Freiheitsbäumen; die Habite der Mönche und Nonnen sind mit dem Geruch der Heiligkeit durchbalsamirt."

Wie aber deutsche, wissenschaftlich gebildete Protestanten, nach freisinnigen Grundsätzen erzogen, und jahrelang in engeren Verhältnissen mit Protestanten gewesen, sich plötzlich zu dem einengenden und intoleranten, allein seligmachenden katholischen Glauben haben bekennen mögen, ist mir nie sonderbarer erschienen, als seit ich den Centralpunkt des Katholicismus mit eigenen Augen gesehen habe.

Rom soll bei Vielen daran Schuld gewesen seyn! Allein mit Herrn Nicolai wäre vielleicht schon in Florenz der protestantischen Kirche ein Unglück passirt, wenn er lange genug dort geblieben wäre! Bei seinem zweiten Besuche der dortigen Metropolitan-Kirche wirkte das Halbdunkel, welches der trübe Himmel und die bunten Glasscheiben hervorbrachten, mit solcher magischen Gewalt auf seine Sinne, daß er hiedurch zu der Erklärung veranlaßt wird: „Ich begriff, wie einzelne kräftige Männer und Anhänger des Protestantismns zur katholischen Kirche überzugehen vermochten. In dieser Stimmung besuchten wir noch einige andere Kirchen.“ — Eine sonderbare Stimmung! Wie unklar muß es in der Seele eines Protestanten aussehen, dem ein trüber Himmel und bunte Kirchenfenster den Uebertritt kräftiger Männer zum Katholicismus begreiflich machen!

Andere, die, mit leicht zu blendenden Augen, in Rom vorzüglich umhergegafft haben, sprechen von dem verführerischen Glanze des katholischen Gottesdienstes, und haben mitunter, im Gegensatze, den protestantischen, als zu einfach und kalt lassend, getadelt. — Nun ja, ungleich mehr Putz und Prunk bietet der katholische Gottesdienst, besonders zu Rom. Was hat er für prachtvolle Altäre! Was für kostbare heilige Gefäße! Was für eine Menge von brennenden Kerzen und ewigen Lampen! Was für herrlich gemalte, und schwere silberne Heiligenfiguren! — In der Peterskirche zu Rom, über dem Grabe des heiligen Petrus, brennen ununterbrochen hundert und zwölf Lampen! Was für einen Schatz von silbernen Heiligen habe ich im Dome zu Neapel gesehen! In Lyon sah ich an einem, von Paris aus bestellten Silber- und Goldstoff zu Priesterputz arbeiten, wovon die Elle 200 Frank kosten sollte! — Ein katholischer Erzbischof nimmt sich freilich viel prächtiger aus, als ein herzoglich sächsischer General-Superintendent, oder ein preußischer protestantischer Bischof! Und nun vollends der Stellvertreter Christi zu Rom, mit der dreifachen Krone auf dem Haupte, den Kußpantoffel am Fuße, und den weißen Pfauenschweifen zur Seite, getragen auf roth sammetnem Sessel! Was für pomphafte Aufzüge! Der Papst,

wenn sie entfernt von seiner Residenz im Vatican oder im Quirinalischen Palast sind, kommt dazu mit sechs Pferden angefahren! Die Kardinäle in glänzenden Equipagen, mit zwei, drei Bedienten hintenauf! — Und bei den großen Segensprechungen vom Balcon der Peterskirche herab: das Läuten der Glocken und der Donner der Kanonen von der Engelsburg, mit den nachfolgenden prachtvollen Illuminationen und Feuerwerken! und dabei im Nu das Niederknieen der vielen Tausende auf dem großen prächtigen Platze! Das imponirt! das besticht Augen und Ohren. — Wie klein und einfach nimmt sich hiegegen der protestantische Gottesdienst aus! — Aber kirchliches Schaugepränge ist doch nicht das Wesentliche der Religion. Was den Sinnen imponirt, ergreift darum das Herz doch nicht! Von goldbrocatnen Meßgewändern und Mützen, von brennenden Kerzen, geschwenkten Räucherbecken, und hundertmal handwerksmäßig wiederholtem Kreuzschlagen und Kniebeugen kann ein gebildeter Protestant mit gesund erhaltenem Geiste sich doch unmöglich blenden lassen, und pomphaftes Schaugepränge für etwas Heiliges, das Herz Erwärmendes, der Gottheit näher Bringendes halten! — Wessen Gemüth anders einer wohlthätigen, religiösen Erhebung fähig ist, dem wird sie auch in den pro-

testantischen Kirchen, beim Singen so vieler ergreifender Choräle und beim Hören trefflicher Predigten, die doch jetzt nicht zu den Seltenheiten gehören, nicht fehlen. Was ist hiegegen das unaufhörlich wiederholte eintönige Messelesen, bald an diesem, bald an jenem Altar! die zahllosen Feste von fabelhaften Heiligen! Die Rosenkränze mit ihren mechanisch hergeplapperten Ave Maria's! Die Ohrenbeichte! Die Absolution! Endlich der Ablaß gar!!

Und auf allen Gassen und Landstraßen die Unzahl von faulenzenden, schmutzig und stupid oder auch verschmitzt und feist genährt aussehenden Bettelmönchen! Und mit ihren Rosenkränzen vor schlechten Madonnen-, Heiligen- und Christusbildern knieend, die Legion profaner Bettler vom Handwerk, mit dem eigenthümlichen Stempel finsterer Gedankenlosigkeit und stumpfsinniger Bigotterie, welchen so häufig der Katholicismus, auch in deutschen Provinzen (zum Beispiel in der sonst so schönen Salzburger Gegend!) den andächtelnden Gesichtern aufdrückt! Ein geistgesunder Protestant muß von dem Allen zurückgeschreckt werden. Wie verschroben, wie phantastisch verwirrt, oder nach besonderen Zielen strebend, mußten die Friedrich Schlegel, die Zacharias Werner, die Adam Müller und andere dieses Schlages also seyn, die

es in einer, noch nicht allzu fern liegenden Zeit fast zur Mode machen wollten, sich durch Uebertritt, oder doch wenigstens Hinneigung, zum Katholicismus, als höhere poetische Naturen zu dokumentiren!

XXVII.

Von einer interessanten, kirchlichen Scene ganz anderer Art, als jene großen Festtags-Feierlichkeiten, wurden wir am 17ten April überrascht. Herr Doktor H** machte mit uns eine Fahrt nach mehreren Kirchen und andern sehenswerthen Gebäuden Roms. Um die Ueberbleibsel einer der ältesten kirchlichen Einrichtungen mit sauberer Marmorarbeit am Altar und zwei marmornen Kanzeln zu sehen, die sich in der Kirche (wenn ich nicht irre) S. Maria Clemente befinden, besuchten wir auch diese. Es war zu einer Nachmittagsstunde, in der sonst kein Gottesdienst üblich ist. Wir traten zu einer Seitenthür an dem einen Ende der Kirche hinein, und sahen wider Erwarten diese Hälfte der Kirche mit Männern und vorzüglich mit Frauen angefüllt, welche uns den Rücken zukehrten, indem sie nicht links nach dem Altar, wie es sonst Regel ist, sondern nach der Seite, uns gegenüber, Gesichter und Blicke

gerichtet hatten. Das Ziel ihrer Blicke und ihrer ungetheilten Aufmerksamkeit waren zwei Jesuiten, welche auf der uns entgegengesetzten Seite, wie auf einer kleinen, einige Fuß hohen Bühne, von etwa acht bis zehn Fuß Länge und Breite, einander ziemlich nahe auf Sesseln saßen. Wäre nicht neben ihnen ein Kreuz von beträchtlicher Größe aufgerichtet gewesen, so hätte es das Ansehn gehabt, als ob die beiden Herren, trotz ihrer schwarzen Ordenstracht, eben in einer lebhaften, ganz weltlichen Unterhaltung begriffen gewesen wären. Es waren Beide ein paar sehr wohl und blühend gesund aussehende Männer, der Eine etwa von dreißig Jahren, der Andere wohl einige Jahre älter. Dieser Aeltere war fast nur im Profil, von der rechten Seite zu sehn, indem er, etwas mehr vorn sitzend, immer seitwärts nach dem Jüngeren hingewendet war, welcher von den Zuhörern ganz en face gesehen wurde. Sie besprachen sich — oder vielmehr: sie führten eine Art von moralisirender oder casuistischer Disputation über die Tugend der Geduld auf. Der Aeltere suchte darzuthun, daß sie nicht immer ausführbar sey, wogegen der Jüngere dann behauptete, daß sie in keinem Falle verleugnet werden dürfe. — Darüber schwatzten sie lebhaft hin und her — der Aeltere ziemlich ernsthaft, der Jüngere ziemlich scherzhaft. Schon

Das machte eine halb komische Wirkung, daß der Aeltere, welcher gegen die Geduld disputirte, mit seinem, sich immer gleich bleibenden, ernsten Gesichte, weit eher zu den geduldigen Charakteren zu gehören schien, als der Jüngere, mit seinem jovialen, sehr lebendigen Gesicht, welcher seiner Natur nach weit weniger Hinneigung zu jener Tugend haben mochte, und sie doch unter allen Umständen geübt wissen wollte. Ganz komisch aber wurde die Disputation dadurch, daß der Aeltere, ein im Cölibat lebender Geistlicher, mit unveränderter Ernsthaftigkeit, die Haupt-Argumente und Beispiele zu seinen Einwendungen gegen die Geduld — wenigstens so lange wir ihm zuhörten — aus den häuslichen Verhältnissen von Eheleuten hernahm. Namentlich behauptete er, daß der Mann sehr oft von seiner Frau auf allzu harte Proben der Geduld gestellt werde. Der Jüngere wollte hieran nicht glauben. Nun führte der Aeltere an, daß der Mann, wenn er Mittags hungrig nach Hause käme, und sein pranzo (Mittagsessen) verzehren wolle, die unordentliche Frau aber für nichts gesorgt habe, und nun erst, um etwas herbei zu schaffen, hin und her laufe, der Mann doch wohl ungeduldig werden müsse. Auch Dies bestritt der Jüngere mit lachendem Gesicht, indem er meinte, der Mann werde

schon so lange warten können, bis die Frau ihren Fehler gut gemacht habe, und daß ihm das Essen dann nur um so besser schmecken werde. Sie sprachen hierüber hin und her, ohne daß der Jüngere von seiner Foderung etwas nachgab. Nun steigerte der Aeltere die schlimme Lage seines Ehemanns, indem er vorstellte, daß derselbe doch wenigstens dann nicht geduldig bleiben könne, wenn die Frau auch nicht für seine cena (Abendessen) gesorgt habe, sondern ausgelaufen sey, erst um Mitternacht nach Hause komme, und nun vielleicht gar nichts mehr herbeigeschafft werden könne. Auch diesen Einwurf wies der Jüngere mit halb frommen, halb scherzenden Worten zurück; und je lamentabler die Schilderungen des Andern wurden, desto heiterer behauptete er, daß man nicht blos mit Worten, sondern vielmehr durch die That Gottes Gebote zu ehren habe, und daß so ein geplagter Ehemann um so seliger zu preisen sey, je mehr die Frau ihm Gelegenheit gebe, sich in der christlichen Tugend der Geduld zu üben, und je schwerer sie ihm diese Aufgabe mache. —

Nie habe ich eine christliche Gemeinde bei der trefflichsten Predigt aufmerksamer und weniger zum Einschlafen geneigt gesehen, als die Zuhörer bei dieser fromm-komischen Disputation. Mit gespannter Aufmerksamkeit wurde jedes Wort von den Lippen

der Disputanten aufgefangen; und nur ein unwillkürliches Lachen, bald bei den lamentablen Schilderungen des Aelteren, bald bei den humoristisch-strengen Antworten des Jüngern, unterbrachen öfter auf Augenblicke die kirchlich-andächtige Stille. — Mit geringen Abänderungen oder Weglassungen hätte man die ganze Disputation für eine Theater-Scene oder für eine Parodie einer strengen Moralpredigt halten können. Aber die heiligen Kirchenmauern, in denen die Scene aufgeführt ward, und das große Crucifix auf der Bühne, dicht neben den geistlichen Herren, gaben auch den eigentlich unkirchlichen Worten, eine christliche Weihe; und Niemand nahm Anstoß daran, daß die christliche Belehrung hier, zur Abwechselung, in der Form einer erheiternden, fast belustigenden Unterhaltung geschah. — Uebrigens schien die Disputation, so weit wir sie hörten, zwar nicht auswendig gelernt, doch vorher gut einstudirt zu seyn, denn Rede und Gegenrede wechselten sehr rasch und treffend, Schlag um Schlag, so daß nichts, oder nur wenig, improvisirt seyn mochte.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Eberhard, August G., 1769-1845

Italien, wie es mir erschienen ist

Bd.: 1

Halle 1839

It.sing. 319 m-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10466738-2